XXXII. CAPITEL.

Die Mariahilferstrasse.

Ist eine der schönsten und belebtesten Strassen Wiens. Am Getreidemarkt beginnend in westlicher Richtung bis zur Mariahilferlinie, ziemlich steil aufwärts. Noch im vorigen Jahrhundert bot der „Mariahilferberg“ seiner Steilheit wegen ziemliche Passageschwierigkeiten, aber dank der Nivellirkunst der Ingenieure, ist diese Calamität ziemlich behoben, und die Strasse beginnt schon zwischen der heutigen Stift- und Windmühlgasse sich vollständig zu ebnen; nur zeigt sie sich auf der Strecke zwischen dem Getreidemarkt und der Mariahilferhauptkirche bei dem lebhaften Verkehre viel zu enge und erweitert sich der Breite nach erst von der Hauptkirche an bis zur Linie.

Sie scheidet gegenwärtig den VI. vom VII. Bezirk, daher nur ihre linke Häuserreihe — (mit ihren ungeordneten Zahlen dem sechsten Bezirk angehört). Die historisch interessantesten Häuser in dieser Reihe sind folgende:

Das Haus zum „Casa piccola“ Nr. 215 (neu 1).

Zu Anfang der Zwanziger Jahre fanden hier geheime Zusammenkünfte einiger italienischer Verschworener statt, die aber bald entdeckt, unter Aufsicht gestellt und von der Polizei aus Wien abgeschafft wurden. Sie hiessen „Carbonari“, die in Italien eine eigene revolutionäre Freiheitssecte bildeten und zuerst in Neapel auftraten und von 1818 bis 1821 auch in Ober-Italien ihr Unwesen trieben. Sie nannten sich aus dem Grunde „Carbonari“ (Köhler), weil ihr Rituale von Kohlenbrennen genommen ist. Die Grundlage ihrer „Symbole“ war nämlich: »Reinigung des Waldes von Wölfen durch Kohlenfeuer« (d. i. Kampf gegen Tyrannei). Zur Zeit der napoleonischen Regierung verstanden die Carbonari nur die Befreiung von ausländischer Herrschaft und ihr Zweck war auf die Einigkeit Italiens gerichtet; später entwickelten sich aber daraus demokratische und antimonarchische Grundsätze, welche die Sicherheit der Staaten namentlich Oesterreich gefährdeten und daher Massregeln zu ihrer Unterdrückung nothwendig machten. Darum wurde auch seit der Unterdrückung der neapolitanischen und piemontesischen Revolution (1821) gegen die Carbonari in Wien, überhaupt in ganz Oesterreich sehr strenge vorgegangen und als »Hochverräther« erklärt, und als solche nach dem Gesetze bestraft. In Wien machten sich in den Zwanziger Jahren die Italiener durch das Tragen von Mänteln bemerkbar, die man Carbonari nannte, und stark in die Mode kamen; es waren dies sogenannte Radmäntel mit weiten mehrfach übereinander gelegten Krägen; sie galten lange Zeit als Abzeichen dieser revolutionären Partei, und die Wiener Polizei hatte ein sehr obachtsames Auge auf diese Abzeichen gerichtet. Kaiser Franz I. stellte das Tragen dieser Mäntel ein für allemal ab, und liess alle in Wien lebenden verdächtigten Italiener polizeilich beobachten. Das Haus zum „Casa piccola“ aber, welches schon in den Zwanziger Jahren als Kaffeehaus beliebt und besucht war, wurde in

polizeiliche Beobachtung gezogen, und der Besuch verdächtiger Leute eingestellt. — Aber noch eine andere historische Reminiscenz knüpft sich an dieses merkwürdige Haus. Am 11. Mai 1809, während die Stadt von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens von französischen Geschützen beschossen wurde, war hier im Hause ein Kriegsrath auf Befehl Napoleon's versammelt. — Die französische Batterie bestand aus Haubitzen (schweren Calibers), welche auf einer Anhöhe hinter den kaiserlichen Stallungen aufgestellt waren. Die Beschiessung währte durch volle 6 Stunden ununterbrochen fort, und 1500 Haubitz-Granaten und glühende Kugeln wurden während dieser Zeit von hier aus in die Stadt geworfen, wobei 14 Häuser in Brand gesteckt und 17 Personen gedödtet wurden. —

Erst gegen 3 Uhr Morgens steckte man beim Burgthor die weisse Fahne aus, und zeigte den Vorposten bei Casa piccola an, dass die Stadt capituliren wolle, worauf auf Befehl Napoleons, sogleich jede weitere Feindseligkeit eingestellt wurde. Zwei Stunden später begab sich eine Deputation mit dem Bürgermeister Wohlleben an der Spitze von hier aus zum General Andreossy, den Napoleon mittlerweile zum Stadt-Commandanten von Wien ernannte, von dem sie zum Fürsten Berthier und endlich zu Napoleon nach Schönbrunn geführt wurde. —

Als die Deputation ankam, war eben grosse Parade. Man konnte Napoleon bequem auf der grossen Treppe sehen, wie er eben ruhig hinabstieg. Unten harrten bereits mehrere Generäle und Supplicanten. Er stieg ruhig die Treppe hinab, liess zuerst die Truppen defiliren, ging einige Male auf und ab, dann stand er still und gab ein Zeichen, die Deputation zu empfangen. Die Hände hielt er auf dem Rücken, dann abwechselnd die rechte in der Weste ruhend, in der anderen das Schnupftuch; er nahm sich aus, wie einer, der nicht weiss, was er mit den Händen anfangen soll. Endlich sprach er laut und in kurzen Sätzen. Was er damals sprach, sollte mit goldenen Lettern in der Geschichte für ewige Zeiten aufbewahrt bleiben, denn es charakterisirt den Menschen. Er stellte sich friedfertig, aber zugleich auch ungeduldig, als ob er längst schon von Wien fortmöchte und nur noch vom Kaiser Franz daran abgehalten sei, der ihm nur Hindernisse in den Weg lege. Er sagte unter anderem in französischer Sprache: **„Ich weiß nicht, was Ihr Kaiſer von mir will, ſagen Sie ihm, er ſollte doch endlich Friede machen, ich komme Ihm ja am halben Weg entgegen.“** Die Schrift, welche der Wortführer der Deputation ihm überreichte, nahm er mit freundlichem Lächeln ab, las sie flüchtig durch, übergab sie dann fast gleichgiltig dem Generale Berthier und entliess die Deputation mit der höflichen, aber kalten Versicherung: **„Ich werde alle Wünſche der Bevölkerung berückſichtigen.“** Dann gab er mit der Hand ein kleines Zeichen. Die Deputation war entlassen, und schweigend traten die Herren wieder den Rückzug an, aber ein banges Gefühl bemächtigte sich Aller, denn im ganzen Wesen Napoleons lag ein Zug von Ironie; bei Allem, was er that und sprach, wusste man nicht recht, ist es Ernst oder Persiflage!!

Den andern Tag war bereits die Wiener-Zeitung von französischer Seite aus redigirt und täglich fand man mehrere Invasions-Proclamationen und Tagesbefehle von Napoleon unterfertigt an den Strassenecken placatirt, die Theaterzettel des Kärntnerthor- und Burg-Theaters waren zugleich in deutscher und französischer Sprache verfasst und am 13. Mai rückte die ganze französische Armee in Wien ein und nahmen daselbst Quartier, dessen Kosten die Hauseigenthümer tragen mussten.

Von dem ganzen Invasions-Spuk, der bis zum 20. November 1809 währte, ist nichts übrig geblieben, als die „beiden französischen Adler“, die Napoleon damals als Sieger auf den Spitzen der beiden Obeliske vor dem Schönbrunner-Schlosse aufpflanzen liess. Sie stehen noch heute oben, und jeder Wiener, wenn er nach Schönbrunn fährt, kann sich an die Tage der Schmach erinnern, die unsere Väter durch 6 Monate unter französischem Joche zu dulden hatten! —

Mittlerweile hat sich der corsische Uebermuth gerächt, die Napoleonischen „Adler" wurden von den „Lilien" verdrängt, ja die Statue Napoleons selbst wurde von der Vendômesäule in Paris durch die Commune niedergeworfen und in den Staub getreten, nur die beiden Adler auf den Obelisken zu Schönbrunn stehen noch heute am selben Platze unverändert und unberührt und geben Zeugniss, wie stabil bei uns Alles ist, wie sich Nichts vom Flecke rührt!! — —

Doch kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück.

Das Casa piccola-Haus wurde im Jahre 1866 in seiner heutigen Gestalt neu aufgebaut. Doch hat sich aus den Zwanziger-Jahren ein interessantes Bild erhalten, welches uns das Gebäude in Erinnerung bringt, und das ich hier ***sub Figur 101*** beischliesse.[1])

Das Punzmann'sche Haus Nr. 173 (neu 3).

Es ist eines der ältesten Häuser der Mariahilferstrasse, denn es wurde im Jahre 1806 erbaut und ist noch gegenwärtig im selben Bauzustande geblieben, während sich in der ganzen Mariahilferstrasse an dieser Häuserreihe kein Gebäude aufweisen lässt, das seinen Bestand seit 1806 nicht geändert hätte, mit Ausnahme der Häuser Nr. 69 und 79, die noch älter sind, indem ersteres vom Jahre 1803 und letzteres vom Jahre 1804 seinen jetzigen Baustand datirt. — Gegenwärtig ist Johann Punzmann der Haus-Eigenthümer.

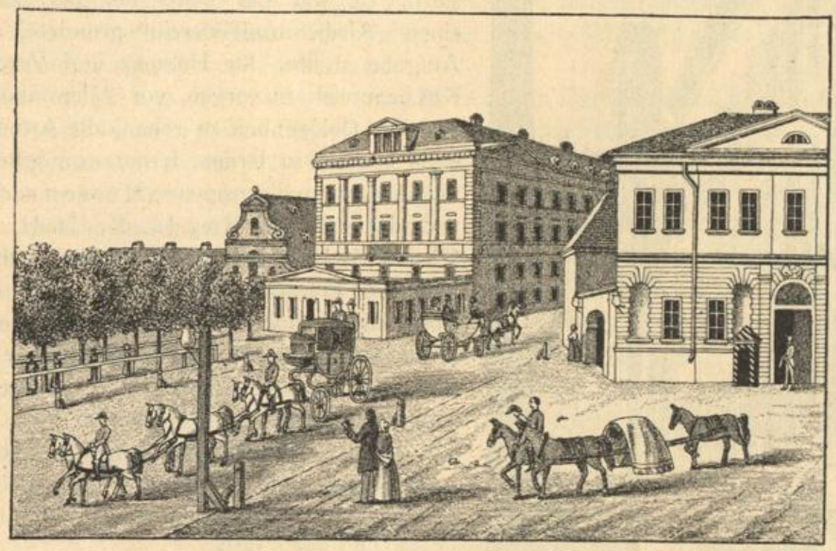
Das Haus Nr. 9 (neu 15),

identisch mit dem Hause Bettlerstiege Nr. 7. Das Haus bildet eine Ecke in die „Bettlerſtiege". Hier sollen ehemals die Wohnungen der Haupt-Bettelbrüder, sowie mehrere Garküchen gewesen sein, in welchen sich die minderen Bettler, Gatterklopfer (Gitterklopfer) und Fechtbrüder mit ihren Spiessgesellen nach vollbrachtem Tagewerke versammelten und sich hier gütlich thaten, bevor sie sich in ihre finsteren Spelunken und Schlafstellen in der Rothluken zurückzogen. —

Als Curiosität sei erzählt, dass im Jahre 1795 einem hier im Hause wohnenden Bettler eine grosse Summe Kupfergeldes, die er durch längere Zeit mitleidigen Seelen abgeschlichen hatte, polizeilich abgenommen, in vielen Säcken auf einem Leiterwagen aufgeschichtet und unter grossem Zulauf von Neugierigen auf die Schranne am Hohen Markte geführt und dem Polizeifonde übergeben wurde. Seitdem wurde die Bettlerstiege von den bettelnden Wegelagerern gemieden, und es kam eine bessere Ordnung und Reinlichkeit in diesen schmutzigen Winkel, der sich eigentlich längst überlebt hat; denn noch immer gleichen diese Häuser wahren Mausfallen und Eulenhöhlen, dazu kommt noch, dass dieser Treppenweg der schmalste öffentliche Verbindungsweg im ganzen Umfange der Kaiserstadt ist, denn man kann mit ausgestreckten Armen die beiden Wände der Gasse berühren. Die tiefe Lage dieser Gasse macht es noch überdies er-

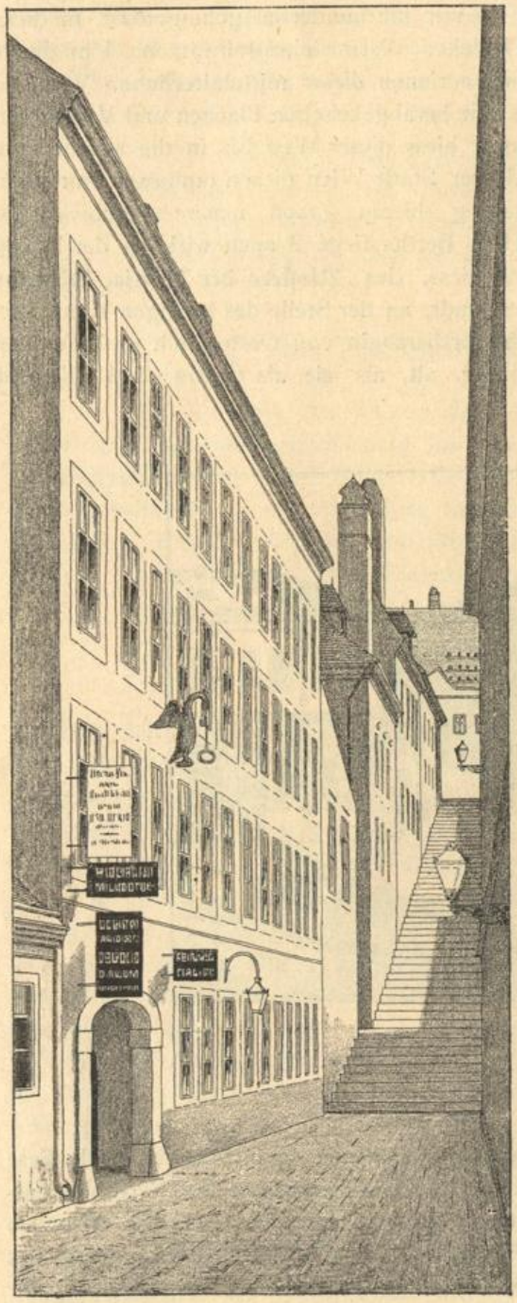
[1]) Das Bild ist den Randvignetten des Grafen Vasquetz entnommen. Es datirt aus dem Anfang der Zwanziger-Jahre. Das Kaffeehaus ist hier noch niedrig mit kleinen schmalen Fenstern ohne Vorgarten, links bemerken wir noch die doppelreihige Kastanienallee, die bis zum Burgthor führte, und rechts im Bilde die kaiserlichen Stallungen. Das Thor längs der Mariahilferstrasse war damals noch geöffnet, während es heute geschlossen und die ganze Frontseite ausgebaut ist. Interessant ist auch die Form der Strassenlampen, deren Gläser damals birnförmig auf massiven Eisenstangen ruhten, wobei auch die Laternpfähle aus Holz ziemlich massiv sich ausnehmen. In der Mitte sehen wir den mit sechs Schimmeln bespannten kaiserlichen Hofwagen, wie er noch unter Kaiser Franz und Ferdinand in Mode war. Die Eigenthümer dieses Hauses waren im Jahre 1820 Barbara Geyling, später Carl und Ludwig Geyling, gegenwärtig ist Anton Volpini de Maesti an der Gewähr. —

klärlich, dass auch nicht einem einzigen Sonnenstrahl es seit Jahrhunderten gelungen ist, in diese enge Mauerschlucht ein Fünkchen Licht oder ein Theilchen Wärme einzuschwärzen. Um dieses noch mehr zu verhindern, sind einige lichtscheue Bewohnerinnen dieser mittelalterlichen Verliesse beflissen, ihre ohnehin kleinen Fensterlein noch überdies mit herabgelassenen Plachen und Vorhängen zu wahren Tempeln der Nacht zu machen. Nicht umsonst hiess dieser Weg bis in die allerneueste Zeit „Bettlerstiege". Erst kürzlich hat der Gemeinderath der Stadt Wien diesen ominösen Namen in „Königskloster-Gasse" umgetauft. Die Veranlassung hierzu gaben neuere geschichtliche Forschungen, wornach es sich herausstellte, dass das Haus Bettlerstiege 2 auch wirklich der Maierhof des Königsklosters war, oder wie es eigentlich hiess, des **„Klosters der Maria, Königin der Engeln"**. Das Kloster selbst befand sich aber in der Stadt, an der Stelle des heutigen Palavicini-Palais auf dem Josefsplatz und wurde von **Elisabeth**, Erzherzogin von Oesterreich und Tochter Kaiser Maximilian II. gegründet. Sie war 17 Jahre alt, als sie als Gattin Carl IX. und



Figur 101. Das Haus zum »Casa piccola« aus dem Jahre 1820.

Königin von Frankreich am 25. März 1571 in St. Denis gekrönt wurde. So glücklich auch diese Ehe begann, so unglücklich war ihr Ausgang, denn sie musste die Schrecknisse der Bartholomäus-Nacht erleben, den Massenmord mit ansehen, ohne helfen zu können. Ihren Gatten selbst verlor sie schon nach 3 Jahren, wie es heisst, infolge einer Vergiftung. Dies alles erschütterte ihr jugendliches Gemüth für immer, sie wendete ihre Seele der Kirche zu und that das Gelübde, sich niemals mehr zu vermälen, sie hielt auch Wort und schlug alle Werbungen aus, verkaufte ihre Güter, all' ihren Schmuck, kehrte nach Wien zurück und stiftete mit diesem Gelde das oben besagte Kloster, in welchem sie endlich im Jahre 1592, 38 Jahre alt, starb. Das Kloster aber bestand fort, bis es auf Befehl Josef II. am 12. Jänner 1782 aufgehoben wurde. Auch der zum Kloster gehörige Maierhof kam in Privatbesitz, und befindet sich in seinen Haupttheilen noch unverändert. Da aber wahrscheinlich das ganze alte Gerümpel alsbald einem Neubaue Platz machen dürfte, und somit diese



Figur 102. Die Bettlerstiege.

Gasse sammt der Bettlerstiege von der Bildfläche verschwinden wird, so beeile ich mich noch schnell meinen Lesern ***sub Figur 102*** ein wohlgetroffenes Bild dieser Oertlichkeit zu bringen [1])

Das Gall'sche Haus Nr. 15 (neu 25)

zählt gleichfalls zu den ältesten Häusern dieser Strasse, denn der Bau datirt vom Jahre 1809, und das Gebäude ist in allen seinen Theilen bisher unverändert geblieben. Als historische Reminiscenz muss erwähnt werden, dass der für die Wiener Kirchenmusik so verdienstvolle Regenschori „Weinkopf" hier lebte, und starb. Er war der erste, der bei den Michaelern einen „Kirchenmusik-Verein" gründete, der sich die Aufgabe stellte, für Hebung und Verbesserung der Kirchenmusik zu sorgen, vor Allem aber den Musikfreunden Gelegenheit zu geben, alle Arten des Kirchenstyls kennen zu lernen, ferner es möglich zu machen, mit Dilettanten die grösseren Messen und Requiems, wie sie Mozart, Haydn, Preindl, Beethoven, Cherubini und Eybler schufen, mit Kunstfertigkeit und Präcision auszuführen, auch endlich einen Fond zu gründen, um in allen Kirchen Wiens und selbst am Lande, gute Kirchenmusiker zu bezahlen, und den Respect für die Kirchenmusik-Heroen zu zeitigen; denn dass der Verfall der Kirchenmusik sowohl in Wien wie am Lande heute bereits fühlbar wird, kann wohl nicht mehr gezweifelt werden; es ist daher lohnend, einige Worte hierüber zu sagen.

Die Kirchenmusik in Wien.

Um mich selbst dem Nichtmusiker verständlich zu machen, muss ich ein wenig ausholen und in Kürze die Grundsätze andeuten, nach welchen eine gute Kirchenmusik zu beurtheilen wäre.

Die Kirchenmusik steht nämlich im Dienste der Kirche, sie hat eine andere Mission zu erfüllen, als die Musik im Concertsaale oder in der Oper, ja ihre Mittel und Zwecke sind ganz

[1]) Das Bild nach der Natur gezeichnet zeigt uns diesen Stiegenweg in der Richtung von der Gumpendorfergasse aufwärts gegen die Mariahilferstrasse. Wir sehen hier, wie steil und beschwerlich dieser Treppensteig ist und wie gefährlich derselbe zur Winterszeit sein muss, wenn er mit Eis bedeckt ist. Interessant ist es hierüber einen Zeitungsartikel aus dem Anfange unseres Jahrhunderts zu lesen. Derselbe lautet wörtlich: „Dieses schon an sich selbst beschwerliche Treppensteigen

anderer Art, als bei der Profanmusik. Sie soll das Gemüth erheben, zur Andacht anregen, allen Handlungen, welche während dem Gottesdienste vorkommen, eine gewisse Stimmung und Vertiefung verleihen. Sie darf mit ihren Ausdrucksformen nicht frei schalten und walten, wie sie will, sie ist daher an einen gewissen Stylcharakter gebunden. Effecte, welche im Concertsaale oder in der Oper uns mächtig ergreifen, werden auf uns in der Kirche gewiss eine störende Wirkung üben, weil sie an den Concertsaal oder das Theater erinnern.

Wenn wir nun von diesem Standpunkte ausgehen, und die heutigen Kirchencompositionen hiernach beurtheilen, so müssen wir leider gestehen, dass die moderne Kirchenmusik bereits zu verflachen droht, denn die vielen Extravaganzen im Ausdruck, die raffinirten Effecte in der Stimmführung und Harmonisirung, das Lärmende in der Instrumentirung, droht den Stylcharakter allmälig zu verweltlichen, und die alten Traditionen eines Palestrina oder eines Johann Sebastian Bach gänzlich über den Haufen zu werfen. — Eine gewisse herkömmliche Harmonienfolge nach Art des älteren Kirchenstyls muss beibehalten werden, ohne deshalb in das Schablonenhafte auszuarten. Die choralartige Form muss in der Kirchenmusik immer die Oberhand über die Liedform haben, und es soll nirgends, das äussere Ohrengeklingel, der sinnliche Reiz der Töne die Andacht des Hörers stören.

Wenden wir nun diese Maximen auf die heutigen Kirchencomponisten an, so sehen wir, dass die modernen Componisten schon längst alle Schranken des herkömmlichen durchbrachen, und dass der alte classische Kirchenstyl kaum mehr zu retten ist. Die heutige Kirchenmusik tritt schon wie ein neues selbstständiges Kunstwerk auf, welches mit der bisherigen Stylart nichts mehr gemein hat. Um nun diese Kunstgattung dennoch bei Zeiten zu retten, bleibt nichts übrig, als zu dem edlen und einfachen Kirchenstyl wieder zurückzukehren, und es werden die sämmtlichen Kirchenmusik-Vereine in erster Linie sich an die Spitze stellen müssen um den brausenden Strom wieder in sein altes ruhiges Beet zurückzudämmen.

Die Erhebung des Herzens zu Gott, die Vertiefung in den echten Geist des Christenthums, in die Schauer der Andacht, das ist die richtige Aufgabe der Musik im Dienste des kirchlichen Cultus, und alle Extravaganzen, welche die Andacht und Erbauung während des Gottesdienstes stören, müssen beseitigt werden!!! —

Die Pfarrkirche zu St. Josef

wurde von den Carmelitern im Jahre 1661 ins Leben gerufen, sie kauften nämlich in diesem Jahre von Freiherrn **Thaos von Richthausen** dessen Gebäude und Garten, um sich hier Kloster und Kirche zu erbauen.

Doch konnten sie sich nicht lange des Besitzes erfreuen, denn kaum war das Gotteshaus sammt dem Wohngebäude erbaut, als die Türken 1683 alles in Schutt und Trümmer verwandelten! Die Carmeliter aber ruhten nicht eher, bis sie nicht alles wieder grösser und schöner aufgerichtet hatten. — Vier Jahre nach dem Türkenkrieg, am 22. August 1687, wurde vom Erzherzog (nachmaligem Kaiser) Josef I. der Grundstein gelegt, und vom Wiener Bischof Trautsohn eingeweiht. Nach dem Prinzen benannte man die Kirche „St. Josefskirche", wie denn überhaupt dieses Gotteshaus merkwürdiger Weise sehr viele Beziehungen zu diesem edlen Monarchen hatte!

wird aber zur Winterszeit, wenn Schnee und Eis jeden einzelnen Tritt zu einer kleinen Schlittbahn gemacht haben, wahrhaft lebensgefährlich; zu dieser Zeit kann man daher die ganze Länge dieser abschüssigen Stiege mit einem russischen Rutschberge vergleichen, und wer hier beim Herunterfahren mit einem blauen Rücken davongekommen ist, der kann sich rühmen, ein Glückskind zu sein."

Noch als Kaiser zeigte Josef hier seine Sympathien, die er durch häufige Kirchenbesuche kundgab. Selbst sein letzter Gang im Leben, am 15. April 1711 war ein Besuch in diesem Kloster. Vom Mahle bei den Carmelitern in die Hofburg zurückgekehrt, ergriffen ihn die Schauer einer schweren Krankheit, er wurde bewusstlos zu Bette gebracht. Tag darauf zeigten sich bereits die bösen Blattern, und schon am 17. April 1711 hauchte er plötzlich und unerwartet sein jugendfrisches Leben aus!!

Die Kirche selbst ist in einfachem edlen Style erbaut, hat zwei blechgedeckte Thürme und 9 Altäre, die Altarbilder sind durchwegs ohne besonderen Kunstwerth und von unbekannten Meistern. Am Hochaltar der Kirche ist das historische Gnadenbild, die

Figur 103. Die Pfarrkirche zu St. Josef aus dem Jahre 1724—1730.

sogenannte: „Maria major“ aufgestellt und befinden sich darin mehrere merkwürdige Reliquien, wie z. B. die Reliquie des heiligen Albert, aus dem Orden der Carmeliter, und die Gebeine der heiligen Magdalena de Pazzis.

Ein Hauptfehler im Bau ist jedoch die mangelnde Lichte, daher die Innenräume mehr ein düsteres Aussehen haben. Im Jahre 1784 erfolgte die Aufhebung des Carmeliterklosters; Gebäude und Garten wurden zum Besten des „Religionsfondes“ verkauft und letzterer verbaut, die Kirche aber für alle künftige Zeiten im Jahre 1784 zur Pfarrkirche erhoben!

Ein Bild ***sub Figur 103***[1]) zeigt uns diese Kirche nach der Türkenbelagerung, wie sie erneuert wurde.

Bemerkt sei noch, dass in der Nähe der St. Josefs-Kirche bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine schöne steinerne Bildsäule der Mutter Gottes mit dem todten Gottessohne im Schoosse sich befand. Bei Gelegenheit des Umbaues des Hauses 25 verschwand aus Passagerücksichten dieses Erinnerungsmal ehemaliger Pietät vom Platze gänzlich, wie so manches spurlos verschwindet. — Diese Bildsäule wurde im Volksmunde das „Hofbäckerkreuz" genannt, weil der k. k. Hofbäckermeister Jacob Hoffer und dessen Ehewirthin Maria Sabina dieselbe setzen liessen; auch war eine grosse Steintafel beigegeben, worin in goldenen Buchstaben die Widmung eingegraben war.[2])

Figur 104.
Die neue Pfarrkirche zu St. Josef aus dem Jahre 1825.

Im Jahre 1784 wurde die St. Josefskirche einer gründlichen Renovirung unterzogen, und im Jahre 1820 die beiden Thürme mit neuen stylvolleren Blechkuppeln versehen, wie dies im Bilde ***sub Figur 104*** zu ersehen ist.[3])

Das Haus zum blechernen Thurm Nr. 49 (neu 32)

ist eines der wenigen Häuser, das seit dem vorigen Jahrhundert in ihrem alten Bauzustande noch unverändert besteht, auch knüpft sich an dasselbe die Erinnerung an einen der besten und ältesten Komiker, die Wien je besessen. —

Hier wohnte nämlich von 1803 an, durch mehrere Jahre, der berühmte Anton Hasenhut. Er kam im Jahre 1798 nach Wien, spielte zuerst im Leopoldstädter Theater und dann von 1803 an am Theater an der Wien. Unübertroffen waren seine Leistungen in Darstellung ungeschickter, täppischer Bursche; wenn er bei einer Thüre hereintappte, und bei der andern hinausstolperte, wenn er sich auf einen Sessel niedersetzte, ausglitt und zu Boden fiel, so geschah dies so natürlich, so Alles von selbst. Seine „natürliche Komik" wirkte so hinreissend,

[1]) Das Bild von Salomon Kleiner gezeichnet, und von J. A. Corvinus in Kupfer gestochen, 32·3 cm breit und 20·4 cm. hoch, stammt aus der Zeit von 1724 bis 1730. Links im Bilde zeigt sich das alte Pfarrhaus und rechts am äussersten Ende das grosse zweistöckige Haus zum „blechernen Thurm" das noch heute unverändert besteht. Es führt heute die Nummer 33, ist Eigenthum des k. k. Blinden-Erziehungs-Institutes und bildet eine Ecke in die Windmühlgasse, wo es die Nummer 2 führt.

[2]) Die Widmungsschrift lautete wörtlich: „Zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, wie auch der schmerzhaften Mutter GOttes hab ich Jacob Hoffer, kayserlicher Hoff-Böck in Wien, wie auch Maria Sabina, meine Ehewirthin diese Ehrensäule setzen lassen, dem allerhöchsten GOtt zu einer schuldigen Danksagung, dieweil er uns in dem 1683. Jahr von der türkischen Gewalt so gnädiglich erlediget hat. Ist gesetzt worden Anno 1686; Renovirt Anno 1713, anhero übersetzt worden von einer löblichen Gemeinde zu Maria Hilf Anno 1753".

[3]) Das Bild ex anno 1825 ist den Graf Vasquetz'schen Randvignetten entnommen, und zeigt die Kirche bereits in ihrer heutigen moderneren Gestalt; das Haus links ist der bereits umgebaute Pfarrhof Nr. 27, wie er noch heute besteht, und die beiden Häuser rechts Nr. 29 uud 31 sind gleichfalls neugebaute Zinshäuser und entsprechen der Conscriptions-Nummer 18, 19 und 20. Das Haus Nr. 31 bestand früher aus zwei kleinen Häuschen, welche im Jahre 1809 und 1817 niedergerissen und von Grund aus neugebaut wurden.

dass man nicht aus dem Lachen kam, dabei hatte er eine sehr feine durchdringende Fistelstimme, die auf die Lachlust des damaligen Publikums wahrhaft magisch wirkte. Man brauchte nur seine gellende Stimme hinter den Coulissen zu hören, so war Alles, ehe er noch auftrat, in heiterster Laune! — Seine Rolle als „Thadädl" hatte für Wien eine nahezu historische Bedeutung, denn, wenn er in dieser Rolle auftrat, so erregte sein Spiel einen so durchschlagenden Beifall, dass das Wort „Thadädl" fortan ein Gattungsname, ein Spott- oder „Schimpfwort" im Volke blieb, indem man jeden ungeschickten täppischen Burschen einen „Thadädl" nannte, wie dies noch heute bei den Wienern üblich ist. — Man erzählt sich z. B. von Iffland, dass er versicherte, Hasenhut sei der beste „Peter" in Menschenhass und Reue gewesen, und auch Grillparzer erklärte, er habe über keinen Komiker so herzlich lachen können, als über ihn! — Später verlor Hasenhut das Gedächtniss und das Gehör, konnte den Souffleur nicht mehr hören, und wurde nur noch mehr der Schatten seiner selbst. Er starb im Jahre 1841 in Wien, 80 Jahre alt, ein Liebling des Publikums, ein Muster der natürlichen Komik!! —

Die Mariahilfer Kirche.

Ferdinand II., jener eifrige Wiederhersteller des katholischen Glaubens, berief im Jahre 1626 die „Barnabiten" nach Wien. Sie waren die regulirten Chorherren von der Versammlung des heiligen Paulus, und hatten ihren Namen von ihrer Kirche in Mailand, die dem heiligen „Barnabas" geweiht war, und noch heute besteht.

Am 4. April 1626 nahmen die Barnabiten in feierlicher Weise und auf kaiserlichen Befehl vom Cardinalbischof Khlesel Besitz vom Kloster und Kirche „St. Michael" in der innern Stadt. Damals stand noch an der Stelle des heutigen kleinen und grossen Michaelerhauses der zur Kirche gehörige „Friedhof"; da aber dieser schon nach 34 Jahren zu klein wurde, um alle die vielen Gräber fassen zu können, so waren die Barnabiten gezwungen, denselben wo anders hin zu verlegen.

Sie kauften also im Jahre 1660 durch ihren Ordenspriester Cöleſtin Joanelli einen Grundcomplex in der Schöff-Vorſtadt (Mariahilf) und verlegten dorthin, wo heute die Mariahilfer Kirche steht, ihren neuen Friedhof, den sie ringsum mit Holzplanken umgaben. Joanelli errichtete auch noch im selben Jahre (1660) hier mitten im Friedhofe eine kleine hölzerne Capelle, wie dies damals Sitte war, und stellte auf dessen Altar das ihm eigenthümlich gehörige und später so berühmte Gnadenbild der Muttergottes („Mariahilf" genannt, von dem später die Vorstadt im „Schöff" den Namen: „Mariahilf" erhielt) zur allgemeinen Verehrung aus. Alsbald verbreitete sich der Ruf der Wunderthätigkeit dieses Bildes und schon in Kurzem wurde die Verehrung und der Zudrang der gläubigen Menge so gross, dass ein kleines Klosterhaus nächst der Friedhof-Capelle gebaut werden musste, um hier mehrere Geistliche zur Verrichtung des Gottesdienstes aufzunehmen. — So blieb es nun durch volle 23 weitere Jahre unverändert fort, bis zum verhängissvollen Jahre 1683.

Als aber in diesem Jahre die Türken Wien belagerten und die ganze Gegend ringsum mit Feuer und Schwert verwüsteten, loderte nun auch das Klösterlein sammt der kleinen Friedhof-Capelle in hellen Flammen auf und nur das Madonnenbild wurde wie durch ein Wunder mit genauer Noth aus dem Feuer gerettet, — und in der Stadt bei den Michaelern aufbewahrt. — Nach Abzug der Türken wurde durch die Freigebigkeit des Fürsten Paul Esterhazy, an Stelle der kleinen hölzernen Capelle, im Jahre 1685 eine grosse schöne Kirche aus

Stein zu bauen angefangen, dann am 20. April 1686 durch den **Grafen Trautsohn**, Bischof von Wien, der Grundstein gelegt, im Jahre 1689 der Bau vollendet, und das Gnadenbild Maria's am 14. August desselben Jahres in feierlicher Procession aus der Stadt wieder nach Mariahilf in das neue Gotteshaus zurückgetragen, und am Hochaltar ober dem Tabernakel (wo es sich noch heute befindet) zur allgemeinen Verehrung ausgesetzt.

Der Kirchhof blieb zwar bestehen, wurde aber mittels einer hohen steinernen Mauer von der Mariahilferstrasse — (mit der sie parallel lief) — abgeschlossen, nur ein grosser hoher Thorbogen mit schönem reich gezierten Portale vermittelte den Zugang zur Kirche und zum Friedhof. Ein hochinteresantes Bild ***sub Figur 105*** zeigt uns die Mariahilferkirche nach ihrem ersten Umbau.[1])

Figur 105. Die alte Mariahilfer Kirche aus dem Jahre 1724.

Wenngleich der Bau der Kirche in seinen Haupttheilen bereits im Jahre 1689 vollendet war, so dauerte der Ausbau der beiden Thürme doch noch einige Zeit fort. So wurde z. B. der linke Thurm (laut den Kirchenrechnungen) im Jahre 1713, und der rechte gar erst im Jahre

[1]) Das Bild, von Salomon Kleiner gezeichnet und von J. A. Corvinus in Kupfer gestochen, 42 cm. breit, und 27 cm. hoch, ex anno 1724 zeigt uns die Kirche nach ihrem ersten Ausbau und den nach allen Seiten eingefriedeten Kirchhof. Besonders bemerkenswerth sind die schönen Verhältnisse im Aufbau der beiden Thürme, und das hohe schön gezeichnete Portal der Kirchenmauer in Mitte des Bildes. Links sehen wir das Klostergebäude und vor demselben die alte steinerne „**Dreifaltigkeitssäule**," die zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus Passagerücksichten cassirt wurde, und bei Gelegenheit des Umbaues des Klosters im Jahre 1783, in welchem Jahre auch auf Befehl Kaiser Josef II. der Kirchhof hier aufgelassen und auf die Schmelz verlegt wurde.

1724 beendet und am 22. October 1730 die Kirche (nach dem sie nochmals allerlei sorgfältigen Renovirungen und Verschönerungen unterzogen wurde) durch Cardinal Kollonitsch feierlichst consecrirt, und im Jahre 1783 zur Pfarre erhoben. — Das Aeussere wie das Innere der Kirche gewährt einen überaus freundlichen und hellen Anblick; besonders die äussere Hauptfaçade und die beiden Thürme zeichnen sich durch schöne Verhältnisse im Aufbau, sowie durch stylvolle Verzierungen aus. Die beiden Glocken und Nebenglocken geben zusammen ein harmonisches kunstvolles Geläute. Besonders gross ist jene Glocke, die von ihrem Stifter den Namen „Schuster Michel" führt. Sie wiegt 79 Centner und 55 Pfund und wird dem Willen des Stifters gemäss, alle Samstag geläutet; damit, wie es in der Widmungsurkunde heisst: „ihre feierlichen Töne das Gemüth begeistern, und freundlich zum Segen des Herrn laden!" Was die innere Ausschmückung betrifft, so ist sie äusserst kostbar, und die Fresco-Malerei am Plafond von Paul Troger und dessen beiden Gehilfen Josef Heinzinger und Strattmann sind mustergiltig und unstreitig von bleibendem Werthe, so wie auch der Hauptaltar aus feinstem Salzburger Marmor und massivem Silber. Derselbe erhebt sich zwischen sechs hohen corinthischen Säulen und vier lebenbsgrossen Statuen kuppelartig bis zum Deckengewölbe der Kirche, wo dann am obersten Ende „die heilige Dreifaltigkeit" thront, die vom „Auge Gottes" bestrahlt wird! —

Die Ausschmückung dieses Altars wurde schon vor 180 Jahren auf 30.000 Gulden in Silber geschätzt, wobei die Bildhauerarbeiten allein sich über 10.000 Gulden beliefen. Eine äusserst kostbare und seltene Abbildung dieses Altars hat sich noch erhalten, welche ich hier ***sub Figur 106*** meinen Lesern beischliesse. Dieselbe zeigt uns den Altar in allen seinen interessanten Details.[7])

Das Merkwürdigste auf dem Hauptaltar ist unstreitig das „Gnadenbild Maria's", welches sich noch heute über dem Tabernakel am Hochaltare aufgestellt befindet, und zu dem noch heute aus Nah und Fern die gläubige Menge wallfahrtet. — Das Madonnenbild hat übrigens seine eigene interessante Geschichte, die in Kürze erzählt, folgende ist:

Die Geschichte des gnadenreichen Muttergottesbildes „Mariahilf".

Als das Marienbild im Jahre 1683 während der Türkenverheerung mitten in Flammen stand, wurde es von dem Messner dieser Kirche, Namens Erhard Lampel wie durch ein Wunder gerettet. Dieser Wackere sprang in die bereits von allen Seiten auflodernde Kapelle, riss das Bild mit Gefahr seines Lebens rasch vom Altare, verbarg es unter seinen Kleidern und lief damit durch die Feinde gegen die Stadt zu. Er kam bis zum Schottenthor, das er aber verrammelt fand. Nun galt es, um eingelassen zu werden, sich durch Rufe und Winke bemerkbar zu machen. Endlich bemerkten ihn die Seinen, liessen ihn mit Stricken schnell in den Stadtgraben hinab und zogen ihn auf der anderen Seite in die Stadt hinauf. —

Das Bild war somit gerettet, wurde einstweilen in der Michaelerkirche zur Verehrung ausgesetzt und nach Abzug der Türken am 14. August 1683 in einer feierlichen Procession, der sich über 30.000 Menschen anschlossen, unter Vortritt des

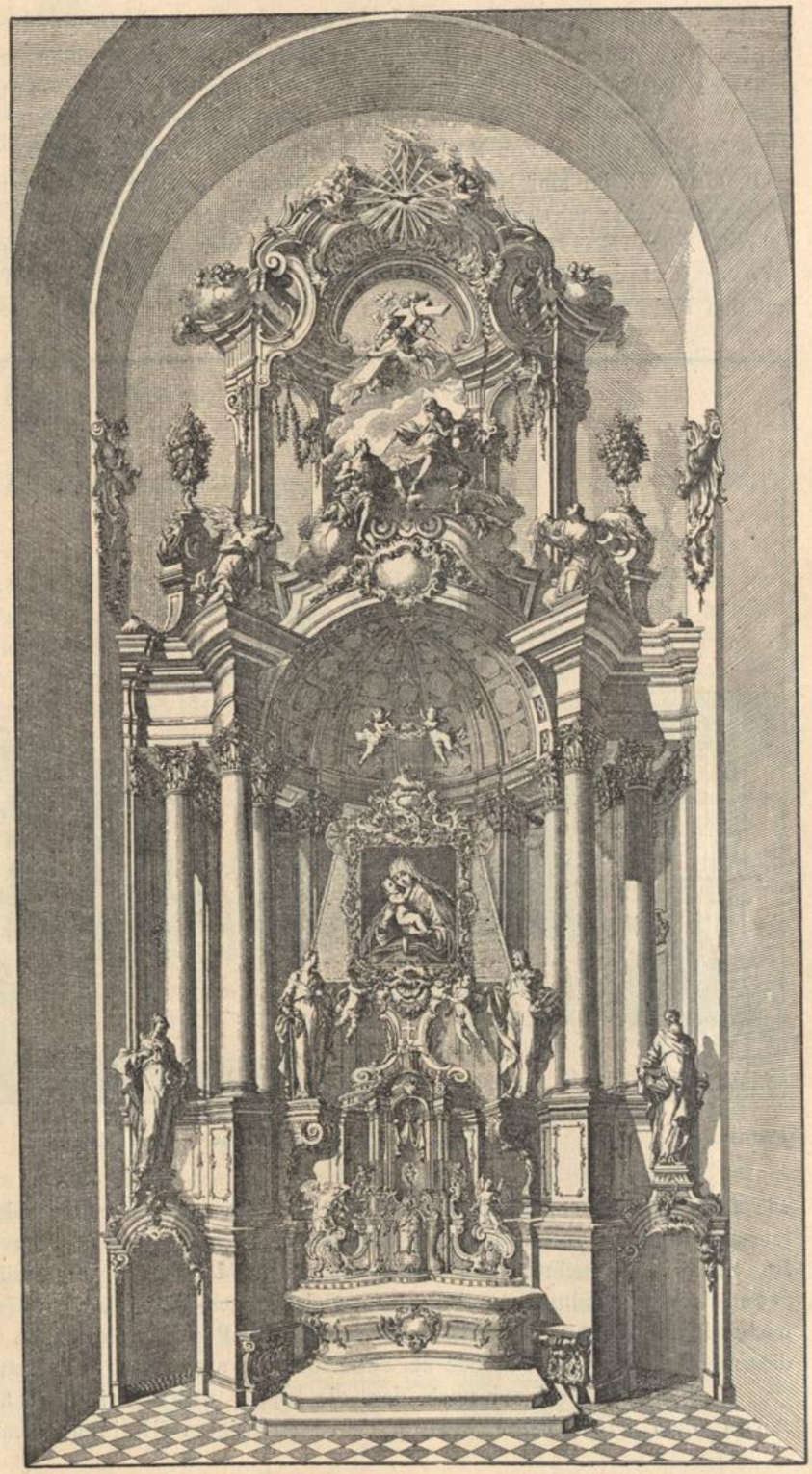
[7]) Das Bild, von Kleiner gezeichnet, und von Corvinus in Kupfer gestochen, 42 cm. hoch und 18 cm. breit, datirt aus dem Jahre 1724. Wir sehen hier den Altar in allen seinen Theilen reich geschmückt. Am kostbarsten ist hier der aus Silber kunstvoll gearbeitete »Tabernakel,« und über demselben in einem Silberrahmen das bereits erwähnte Gnadenbild Maria's von dem später ausführlich die Rede sein wird. — Merkwürdiger Weise hat sich dieser Altar bis zur Stunde in nichts geändert, und wir finden denselben Stück für Stück noch heute so unverändert, wie wir ihn gegenwärtig im obigen Bilde sehen!

Cardinals **Kollonitsch** wieder von den Michaelern nach Mariahilf an seine frühere Stelle gebracht, wo es sich noch heute befindet. —

Das Bild ist eigentlich eine Copie der Muttergottes in Passau, die unter dem Namen „**Mariahilf**“ bekannt war. Diesen Namen behielt das Bild auch fernerhin bei. Als es im Jahre 1660 in den Besitz des Ordenspriesters **Cölestin Ivanelli** kam, hier zur Verehrung aufgestellt wurde, und diese Verehrung, besonders unter dem weiblichen Geschlechte sich immer weiter ver-

Figur 107.
Grundsiegel von Mariahilf.

breitete und das Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter immer mehr und mehr zunahm: wurde endlich diese Vorstadt nicht mehr „im Schöff“ (im Schiff), sondern nach diesem Bilde „Mariahilf“ benannt. Der Name „**im Schöff**“ wurde zwar schon seit Ende des XVII. Jahrhunderts fallen gelassen, aber die Gemeinde führte dennoch in ihrem Amtssiegel bis in die neuste Zeit, wie ***Figur 107*** zeigt, zur Erinnerung ein „Schiff“ im Schilde.



Figur 106. Der Hauptaltar der Mariahilfer Kirche mit dem berühmten Muttergottesbild (1724).

Diesem Gnadenbilde jedoch wird noch immer Verehrung gezollt und die zahlreichen Opfer aus Wachs und Silber, womit das Bild allenthalben bedeckt ist, beweisen wie hier zahlreich die Gelübde im Vertrauen auf die Hilfe der Gottesmutter sind. —

Uebrigens ist es geschichtlich bekannt, dass diese Kirche zu verschiedenen Zeiten von allen Mitgliedern unseres Kaiserhauses mit besonderer Vorliebe besucht wurde. So stattete z. B. Carl VI. im Mai 1649 noch als Erzherzog für seine Wiedergenesung an den Stufen dieses Hochaltares eine feierliche Danksagung ab, und besuchte die Kirche auch sonst noch in späteren Jahren. Auch Kaiserin Eleonora erschien hier oft in Begleitung ihrer Töchter, ebenso die grosse Kaiserin Maria Theresia und ihr erhabener Sohn Josef II. Sie Alle verrichteten hier auf den Knieen ihr inbrünstiges Gebet, und auch in den Zeiten allgemeiner Noth und Drangsale,

Figur 108. Die neue Mariahilfer Kirche aus dem Jahre 1820.

wie z.B. bei Seuchen, Theuerung und Kriegsgefahren war dieser Hochaltar der Zufluchtsort vieler tausend frommer gottesfürchtiger Menschen. So z. B. zur Zeit der Cholera (1830) wurden von St. Stefan aus mehrere Bittgänge nach Mariahilf angestellt, wobei Tausende von Menschen theilnahmen; und die Braut des jungen Königs von Ungarn und Kronprinzen, nachmaligen Kaiser Ferdinands I., Anna Pia schenkte nach der Hochzeit ihr Brautkleid diesem Mariahilfer Gnadenbilde als Schutzmantel, wie wir es noch heute dort sehen.

Bemerkt sei nur noch, dass die Kirche acht Seitenaltäre besitzt, die der heiligen Anna, dem Alexander Saulus, dem gekreuzigten Christus, dem heiligen Paulus, Johann

von Nepomuk, Josef, Anton und dem Erzengel Michael gewidmet sind. Die Altarbilder wurden theils von Laicher, theils von Sconians gemalt.

Die grosse Orgel von Henkl ist eine der stärksten in Wien; die wenigen Grabsteine in der Kirche sind unbedeutend und ohne historischen Werth. Interessanter dagegen ist an der linken Seite der Kirche, an der zugebauten Kapelle jener Christus mit seinen beiden Nebenfiguren, der ursprünglich sich vor dem Amtshause in der Rauhensteingasse gegenüber dem Clarakloster befand, und vor dem die **Malefiz-Personen** (Missethäter) nach vorgelesenem Todesurtheil ihr letztes Gebet einst sprechen mussten, bevor sie zur Richtstätte abgeführt wurden. Im Jahre 1730 wurde die Kirche nochmals, u. zw. zum letzten Male einer gründlichen Restaurirung unterzogen, aus welcher Zeit auch das schöne Portal und die prächtige Kanzel herrührt. —

Seit dieser Zeit, also seit 160 Jahren, hat sich die Kirche in ihrem Aeusseren in Nichts geändert, wie dies das ***sub Figur 108*** beigegebene Bild deutlich beweist.[1])

Der Gartenpalast des Fürsten Kaunitz (späteres Palais des Fürsten Esterhazy) Nr. 42 (neu 73).

An der Stelle, wo sich heute die neuen eleganten Häuser der Amerlinggasse und die Esterhazy'schen Gartenanlagen erheben, standen bis zum Jahre 1759 nur einige ärmliche Tischlerwerkstätten und Ziegelhütten, mitten zwischen Weingärten und Wiesenplätzen. Erst im Jahre 1760 kaufte **Wenzel Graf Kaunitz** diese Gründe an sich, und schuf hier seinem prachtvollen Sommerpalast und Garten! —

Er stand damals auf der Sonnenhöhe seines Glückes! Treffliche Naturanlagen und ein gütiges Geschick schnellten ihn so rasch auf jene schwindelnde Höhe, zu der gewöhnliche Sterbliche nicht hinanzuklimmen vermögen. Schon im Jahre 1748 sandte ihn Maria Theresia als blutjungen Menschen nach Aachen, um den Frieden zu schliessen, der den gegen Oesterreich erhobenen „Erbstreit" für immer beenden sollte! Er vollführte seinen Auftrag auf das Glänzendste und schon die erste Depesche, die er nach Wien sendete, war so trefflich verfasst, dass Uhlfeld, als er das Actenstück der Kaiserin überreichte, sich nicht enthalten konnte, in die prophetischen Worte auszubrechen: **„Hier bring ich den ersten Minister"!**

Im Jahre 1751 sendete ihn Theresia als Botschafter nach Paris, um ein geheimes Bündniss mit Frankreich zustande zu bringen. Es gelang ihm auch, was keinem vor ihm gelang! Nämlich die jahrhunderte lange Feindschaft zwischen Oesterreich und Frankreich zu beseitigen, den eingewurzelten tödtlichen Hass, der seit der Zeit, als die burgundische Erbschaft an Oesterreich fiel, die beiden Völker von einander trennte, zu tilgen! — Es war dies kein leichtes Stück Arbeit, vielleicht die bedeutendste Grossthat seines Lebens, ein Wunder diplomatischer Kunstfertigkeit.

Ein dreijähriger Aufenthalt in Paris reichte hin, dieses Kunststück zu vollbringen, sich die Person des Königs und der Marquise Pompadour geneigt zu machen, und sich in die Gunst und in das Vertrauen des französischen Cabinets zu setzen. Sein ganzes anschickiges Wesen, seine feine Galanterie, seine Manieren, sein Esprit waren vollkommen geeignet, diese Mission durchzuführen; denn er war mit Leib und Seele Franzose, er betrachtete Frankreich als den »ersten Staat«

[1]) Das Bild nach der Natur gezeichnet, datirt aus der Zeit vom Jahre 1820 und die beiden Häuser rechts und links sind bereits in ihrer heutigen Gestalt ausgebaut, ebenso auch links der Schwibbogen zum Klosterhaus in der Barnabitengasse.

in Europa. Alle seine Kleider und Wäsche, seine Geräthschaften und Kostbarkeiten waren aus Paris, er las und sprach mit Vorliebe nur in französischer Sprache, und mit dieser Sprache lernte er auch französisch denken und empfinden! Diese Vorliebe kam ihm in der Politik zu statten, dabei war ihm keine Gelegenheit zu klein, kein Ereigniss zu entlegen, um seinen Zweck durchzusetzen! — Er zeigte bei jedem Anlass mit glühender Beredsamkeit, wie Preussen eigentlich nur darauf ausgehe, um Frankreich zu benützen, nicht aber es zu unterstützen; er wies nach, wie die Kleinen frohlocken, wenn die Grossen streiten, denen sie sonst gehorchen müssten; wie es nur schlechte Gewohnheit sei, sich ewig in den Haaren zu liegen, und es hierzu durchaus keine Nothwendigkeit gäbe!! —

Diese Darlegung fand endlich Eingang in den Herzen der Machthaber, hundertjährige Vorurtheile wurden endlich vernichtet und es kam ein Allianz-Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich schon im Mai 1753 zustande, der für immer den Frieden und das Gedeihen und den Wohlstand beider Völker besiegelte sollte. Aus Dankbarkeit rief Theresia den Grafen Kaunitz sogleich aus Paris nach Wien zurück, ernannte ihn, den 42jährigen Mann, zu ihrem ersten Staatsminister und zum Minister der geheimen Hof- und Staatskanzlei und beschenkte ihn sogar einige Jahre später (1764) mit der Fürstenkrone!

Noch nie genoss ein Staatsmann ein so unbeschränktes Vertrauen bei Hofe, als er. Er hatte keinen Rivalen mehr zu fürchten und fühlte daher auch seine Machtstellung vollkommen. Aber das Bewusstsein seines Werthes und seiner Macht verleitete ihn auch, sich mit den nöthigen Zeichen dieser Machtfülle zu drapiren, wenigstens in seiner Häuslichkeit ein wenig den König zu spielen! — Er erbaute sich also zu diesem Zwecke, wie gesagt, im Jahre 1760 den Sommerpalast in Mariahilf, empfing hier die fremden Gesandten, zog berühmte Männer und durchreisende Künstler und Gelehrte zur Tafel, gab glänzende Feste und Vergnügungs-Abende, und umgab sich in seinem Hause mit allem erdenklichen Glanze und Luxus eines Fürsten!

Sein Palast war ein Sammelplatz aller Kunstschätze und kostbaren Gemälde, von denen er ein feiner Kenner war; seine Gärten und Glashäuser waren im Geschmacke Ludwig XIV. angelegt, und sein Marstall der kostbarste von Europa, eine hyppologische Nationalgallerie aller Raçen, Araber und Mecklenburger, Spanier und Engländer, Neapolitaner und Ukreiner, Moldauer und Siebenbürger; ein kostbarer Schimmel und ein Scheck aus dem Trautmannsdorf'schen Gestüt in Böhmen waren seine beiden Lieblingspferde. Er war nicht blos ein Liebhaber von Pferden und ein Kenner, sondern auch der beste Reiter seiner Zeit und hörte es gerne, wenn man ihn desshalb lobte und zu Rathe zog! —

Die vielen hohen Gäste, die er hier bei sich versammelte, und die glänzenden Feste, die er veranstaltete, trugen zum raschen Aufblühen der Mariahilfer-Vorstadt nicht wenig bei, denn der Verkehr belebte die Strassen, brachte Geld und Wohlstand unter die Leute und viele Adelsfamilien siedelten sich dem Fürsten zu Liebe hier an und erbauten ihre Paläste und Sommerschlösser, wie z. B. die Fürsten **Palm**, die Grafen **Mollard** und die Grafen **Meraviglia**, von denen noch heute die Mollardgasse und die Meravigliagasse Zeugniss geben. Nach dem Tode des Fürsten (1794) ging der Besitz auf seine Erben, und 1812 nur kurze Zeit auf den Grosshändler Jacob Löwenthal und 1815 auf **Nicolaus** und später auf **Paul Fürst Esterhazy de Galantha** über und auch dieser verkaufte die Realität 1874 an die Gross-Commune Wiens, die heute in dem Gartenhause ein „Realgymnasium" unterhält. Die Schätze und Sammlungen aber zerstoben in alle Winde und von all' den Herrlichkeiten blieb nichts mehr übrig, als nur noch einige wenige alte Bäume im Esterházy-Parke, die ihre knorrigen Häupter melancholisch zur Erde senken und an die Pracht vergangener Tage erinnern, so wie auch das gegen die Mariahilferstrasse gekehrte Wohnhaus, welches aus einzelnen Trümmern nur noch mühsam errathen lässt, dass hier ein Grand-

seigneur einst seinen Sitz aufgeschlagen! — Gäbe es nicht zufällig in der Nähe die „Kaunitzgasse", wahrlich, es wäre alles bis auf den Namen vergessen! Vergessen, dass hier einst ein grosser Geist gewaltet, dass hier der grösste Staatsmann seiner Zeit gelebt! — Was er übrigens für Oesterreich gewirkt, das erbte sich in seinen Thaten fort und es lohnt sich wohl der Mühe, einiges aus dem Leben dieses merkwürdigen Menschen der Erinnerung zu bewahren.

Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg

war der merkwürdigste eigenthümlichste Mensch, der jemals gelebt, ein sonderbares Gemisch von Grösse und kleinen Schwächen. Liberal, edel, freisinnig, gross, ja unerreicht als Staatsmann, oft kleinlich, eitel, eigensinnig und rechthaberisch als Mensch. Seine Schwächen nöthigten nicht selten seiner Umgebung ein mitleidiges Lächeln ab und brachten Manchen zur Verzweiflung!

Mit seinem Schuster z. B. stritt er über die besten Schuhe, mit seinem Schneider über das Kleidermass, er wollte alles besser wissen, und wenn er etwas lobte, so sagte er: **„Bei Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können!"** Sein Kammerdiener und erster Thürsteher **Heinrich Jaude**, schien nicht immer den nöthigen Respect zu haben — freilich das Wort: „dass es für die Kammerdiener keine grossen Männer gebe", rührt gewiss von einem Kammerdiener her; aber grosse Männer sind ja wie Riesenberge, deren wahre Gestalt nur in der Ferne zum Vorschein kommt! Als sich z. B. Kaunitz bei einem Ritt im Garten einen argen Schnupfen holte, weil er die Pelzstiefel, die ihm sein Kammerdiener reichte, nicht annahm, sagte letzterer: **„Seht, das kömmt daher, weil der Fürst immer gescheidter sein will, als ich! —**

Seine Vorliebe für die Franzosen spielte ihm manchmal einen argen Streich. So z. B. hatte Kaunitz eine kostbare Taschenuhr, die er selbst von Paris mitbrachte und auf die er grosse Stücke hielt, die aber in letzterer Zeit ganz verwirrt ging, er war darüber desparat, weil er sich einbildete, dass sie kein deutscher Uhrmacher repariren könne. Man rieth ihm den Wiener Uhrmacher **Riedl**. Endlich willigte er ein. Der Fürst zeigte dem bescheiden Eintretenden das besagte Meisterwerk. Riedel lächelte und schwieg. Da sagte der Fürst: **„Habe ich es nicht gleich gesagt, mein lieber Riedl, er wird es sich selbst nicht getrauen, an einem solchen Meisterwerk zu flicken? Ja, gut sind die Deutschen, aber so etwas darf man bei ihnen nicht suchen!"** — Da öffnete Riedl das Uhrwerk und zeigte dem Fürsten hinter einer verborgenen Feder seinen Namen **„Anton Riedl"** und erklärte unumständlich, dass er es war, der diese Uhr fabricirte und nach Paris sandte, um die ungerechten Klagen über den mangelnden Kunstfleiss der Wiener zu widerlegen.

Zu seinen Schrullen gehörte unter anderem auch seine unbezwingliche Todesfurcht, von der er täglich, ja stündlich gefoltert wurde. Die übertriebene Sorge für seine Gesundheit führte ihn zu allerlei Extravacanzen, mit denen er seine Umgebung quälte. So musste z. B. sein Frühstück gewogen werden, sein Mittagmahl jahraus, jahrein bestand nur in einer Speise: „Poulard in Reis". War er geladen oder speiste er bei Hof, musste ihm sein Essen hingebracht werden. Die Instructionen für seine Vorleser und Kammerdiener lauteten: „Nie das Wort Tod oder Blattern (Pocken)" auszusprechen, so schrecklich war ihm noch die Erinnerung an die Blatternkrankheit Theresias! Niemand hatte ihn bei einem Begräbnisse gesehen, er machte keine Krankenbesuche, er erschien nie bei Festlichkeiten, auch nicht bei Hoffesten. Er scheute sich vor jedem Luftzuge und fuhr er zu Hof, so hielt er sich im Wagen mit dem Schupftuch den Mund zu, trat er in das Arbeitszimmer der Kaiserin, die bekanntlich Sommer und Winter bei offenen Fenstern arbeitete, so mussten schnell alle Fenster geschlossen werden, und nicht selten besorgte Maria Theresia eigenhändig dieses Geschäft, **um**, wie sie sagte, **den alten Fürsten nicht böse zu machen**. Aber Kaunitz wollte gar nicht alt sein, und

liebte es, über dieses Thema zu philosophiren, er pflegte zu sagen: **„nur der ist alt, der sich für alt hält, das Alter geht nicht nach dem Kalenderjahr, oft werden Kinder schon mit einem alten Gesicht zur Welt geboren, während Greise sich noch jung und rüstig fühlen!“**

Eines Tages, als der geistreiche Hofarzt „Landier“ mit andern vornehmen Gästen bei Kaunitz speiste und während der Tafel von Lebensgenuss und Lebensdauer die Rede war, erhob sich der Fürst und machte folgende Bemerkung: **Wenn man 20 Jahre alt ist, jagt man das Vergnügen zu Tode, in den Dreißigern genießt man es, in den Vierzigern schont mans, und in den Sechzigern denkt man mit Leidwesen auf das Entschwundene zurück! —**

Niemand wagte dem Fürsten zu widersprechen. Nur Landier bemerkte: **„freilich wenn man das Vergnügen zu Tode jagt, ist man selbst das Wild. Man muß so leben, daß man immer in den Dreißigern und Vierzigern ist, Durchlaucht haben selbst ein hohes Alter erreicht, und gewiß nie das Vergnügen zu todte geritten, so wenig als irgend ein Pferd!**

Seine Eitelkeit, immer jung zu sein, zwang ihn zur sorgfältigsten Toilette; er war stets nett gekleidet, immer in schwarzen Beinkleidern und Strümpfen und goldenen Schnallen an den Schuhen; die Oberkleider geschmackvoll, aber nie reich und nie gestickt — (obwohl es damals die Mode verlangte) — mit Degen oder in eigentlicher „grande parure“ war er nie zu sehen, auch dann nicht, wenn er zu Hof kam, denn sein Bewusstsein verleitete ihn oft, die Etikette und das vorgeschriebene Ceremoniell zu verletzen. So z. B. als Pius VI. in Wien eintraf, und ihm die Hand zum Kusse reichte, ergriff Kaunitz die Hand des heiligen Vaters und schüttelte dieselbe mit deutscher Treuherzigkeit in Gegenwart des Kaisers und sämmtlicher Hofherren!

Seine Gestalt war mittelgross, mehr hager als untersetzt, sein Gesicht blass, lichtblaue, lebhafte Augen. Er hatte eine eigene Art, die Leute beim Reden anzusehen, die das Lügen sehr schwer machte. Die wasserhellen Augen schienen den Körper des Redners zu durchbohren, sonst pflegte er in der Regel wie Carl V. unbeweglich vor sich zu sehen, nie rückwärts oder seitwärts, höchstens in die Höhe zum Himmel! Er hatte eine gebogene Nase, schön proportionirten Mund, feingeschnittene Lippen, etwas unschön vortretendes Kinn, alle Züge gingen in die Länge, die Stirne war wenig gewölbt, und er befleissigte sich dieselbe im Alter mit einem Zickzack von Locken sorgfältigst zu bedecken, um die Falten unsichtbar zu machen. Auf die Correctheit seiner Perücke hielt er grosse Stücke, so z. B. durfte dieselbe nie gepudert werden, sondern er ging mit einem Pudermantel in einem mit Puderstaub angefüllten Zimmer mehrere Male auf und ab, damit jede Seite der Perücke gleichmässig werde! Seine Bewegungen spärlich, elegant und knapp. Er sass meist unbeweglich, dass man ihn fast für erstarrt halten konnte; sein Gang steif und aufrecht, selbst bis ins hohe Alter und selbst wenn etwas ihn reizte oder bewegte, war sein Gang und seine Rede nicht geschwinder als sonst, er sprach eben so ausdrucksvoll als bedächtig langsam. Seine Wahrheitsliebe in politischen Dingen war sprichwörtlich. Die ihn näher kannten, wussten, wie sehr er jede Lüge hasste, ja, wie schon eine blosse Ausflucht ihm zuwider war. Er pflegte zu sagen: **„Man kann Niemanden zwingen, alle Wahrheiten zu sagen, aber es sei Pflicht, Nichts zu sagen, was der Wahrheit widerspreche“.** Die Wahrheitsliebe machte ihm auch Anhänger und Freunde, er gehörte zu den populärsten Männern seiner Zeit.

Alles an ihm, seine Gestalt, seine Manieren, seine Begabung, seine Eigenheiten, die ganze Scenerie, mit der er sich drapirte, waren geeignet, ihn leicht und rasch populär zu machen. Alles an ihm war fesselnd und sensationell. Er war ein Mann, der überall auffiel, auch dort, wo man ihn nicht kannte. Er war eine jener Figuren, die man sich merken musste, auch wenn man sie nur einmal im Leben zu Gesicht bekam. Was den äusseren Lebenslauf des Fürsten betrifft, so ist derselbe im wesentlichen folgender:

Er war von 19 Geschwistern der fünfte Sohn. Sein Vater, **Max Ulrich Graf Kaunitz**, Reichshofrath, späterer Botschafter in Rom, bestimmte ihn für den geistlichen Stand; der Cardinalshut lag ihm bereits in der Wiege! Der Tod seiner älteren Brüder änderte aber diese Bestimmung, er musste sich dem Staatsdienste widmen. Seltene Begabung und ein ausserordentlich einnehmendes Benehmen erwarben ihm rasch die Gunst der Vorgesetzten. Zur Diplomatie war er wie geschaffen! Sein Werth lag in der Klarheit und Nüchternheit seines Blickes! Eine Situation richtig anzusehen, war ihm die erste Bedingung, um sie zu beherrschen. Er war zwar nicht der Mann der plötzlichen Inspiration und momentanen Eingebung, jedoch was er einmal erfasste, das durchdrang er tief und ganz, nach allen seinen Consequenzen. Wahrhaft bewunderungswürdig aber war seine Fähigkeit, in die Gemüther Anderer zu dringen, ihre Geheimnisse und Entschlüsse zu erforschen, um schädliche Pläne zu vereiteln oder glückverheissende rascher zu vollenden! Schon bei seinen ersten Schritten in der diplomatischen Laufbahn legte er unzweideutige Proben patriotischen Eifers und ausgezeichneten Scharfsinnes ab und erwarb sich so die Gunst der Kaiserin! — Sie sandte ihn im Jahre 1741 mit geheimen Aufträgen nach Rom und Florenz, um Toskana gegen eine französisch-spanische Landung zu schützen; und im Jahre 1742 nach Turin, um den König von Sardinien in dem Feldzug gegen die vereinigten französisch-spanischen Heere zu begleiten und endlich im Jahre 1745 als bevollmächtigten Minister in die Niederlande, um am Hofe zu Brüssel zugleich auch als Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Anna die Regierungsgeschäfte zu leiten. Da aber ein Theil der Niederlande in französische Gewalt kam, suchte er, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit, um seine Entlassung an und blieb eine zeitlang auf seinen Gütern! Aber die politischen Verhältnisse waren nicht darnach angethan, dass die von allen Seiten hart bedrängte Kaiserin einen Mann wie Kaunitz, einen Mann von so eminenten Fähigkeiten hätte auf längere Zeit entbehren können!! Sie berief ihn also schon im Jahre 1748 als Gesandten auf den Friedens-Congress nach Aachen, wo er den Grund zu seinem nachmaligen Ministerruhm legte und grosse Verdienste sich erwarb, denen zufolge die Kaiserin ihn 1751 nach Paris zur geheimen Abschliessung eines Allianz-Vertrages mit Frankreich sandte, und ihn im Jahre 1753 zum **Staats- und Conferenz-Minister** und 1764 sogar zum **Fürsten** erhob! Erst von dieser Zeit an, als er in der Eigenschaft eines „**Hof- und Staatskanzlers**“ die auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs ganz allein und selbstständig leitete, datirt sich sein fabelhafter Einfluss auf alle Geschicke Oesterreichs, und auf die völlige Umgestaltung des politischen Staaten-Systems!

Im Jahre 1753 schuf er die „**Allgemeine Rechnungskammer**“, um eine bessere „Staatsökonomie« und eine bündigere „Rechnungscontrolle“ in das Finanzwesen zu bringen, wodurch Millionen erspart und Behelfe geboten wurden, durch verlässliche Tabellen den täglichen Stand der gesammten Einnahmen und Ausgaben und somit den Zuwachs oder die Abnahme der Staatsmittel kennen zu lernen.

Als Maria Theresia einen eigenen Palast für die Staatskanzlei am Ballplatz für ihn erbauen liess, und das Gebäude sich im Jahre 1768 seiner Vollendung näherte, verfasste Kaunitz selbst die Inschrift der Marmortafel ober dem Haupt-Portal, sie lautete:

PRAETORIUM
MAJ. SIGILLI ET RERUM CUM EXTERIS
GERENDAR
MARIA THERESIA AUG. JUBENTE
CURA W. PRINCIPIS A KAUNITZ-RITTBERG
RESTAURATUM
CIO IC CCLXVIII

Noch vor Josef II. Mitregentschaft nahm Kaunitz auch auf das Militärwesen einen nicht geringen Einfluss und war dem Soldatenstande stets liebevoll zugeneigt, wie er es als Mitschöpfer des **Maria Thereſien-Ordens** zur Genüge bewies, dessen Statuten er selbst verfasste, die er dann zur Erinnerung an den grossen Sieg Daun's über Friedrich II. bei Kolin, am 18. Juni 1757 feierlichst publiciren liess. Er blieb Kanzler dieses Ordens durch sein ganzes Leben hindurch, und beliess auch die Ordenskanzlei fortan bei sich im Staats-Kanzlei-Gebäude. Er liebte die Wissenschaften und verehrte die Gelehrten, aber sein Hang für die schönen Künste und die Künstler war doch noch grösser und nachhaltiger!!! —

Die **„Wiener Maler-Akademie"** war fast ausschliesslich die Schöpfung seines Geistes. Er verfasste ein Memorandum über die Nützlichkeit der Künste, und unterbreitete in dieser Denkschrift die Grundzüge dieses Institutes der Kaiserin am 20. März 1770, worin er mit glühender Begeisterung, mit der vollen Liebe eines Dilettanten nachwies, dass die Kunst vor Allem eine eminent »nationalökonomische« Bedeutung für den Staat habe, dass sie veredle, den guten Geschmack verfeinere, und dadurch Wohlstand und Reichthum im Staate verbreite. Er wies auf das Beispiel Frankreichs hin, das eben jetzt durch seinen Geschmack alle Völker beherrsche und der erste, der reichste und tonangebendste Staat Europas sei, während derselbe sonst, ohne seine Kunstbestrebungen, trotz seiner Siege und trotz der erweiterten Grenzen, gewiss unter der unerschwinglichen Schuldenlast zusammengebrochen wäre!!! — Oesterreich dagegen hätte mehr Fleiss als natürliche Anlagen, mehr Nachahmungstalent als selbstständige Schaffenskraft. Eine tüchtige Akademie aber würde diesen „Nationalfehler" verbessern helfen, und mit der Zeit den Mangel an Originalität vielleicht für immer beheben!! —

Es ist bezeichnend, was Maria Theresia auf dieses denkwürdige Actenstück zum Zeichen ihrer Genehmigung mit eigener Hand schrieb: **„Erwarte nun den einzigen gutten effect von der einſicht und aufſicht des Fürſten, deme in allen gerne ſecundiren werte. Maria Tereſia."**

Nicht uninteressant sind einige Episoden aus seinem Leben, wobei ihm Maria Theresia manchen Schabernak spielte. — Ehrgeizig, wie er war, liess er z. B. eine **„Denkmünze"** auf sich prägen. Die Aversseite zeigte sein Bildniss, die Reversseite einen Genius der „Aufklärung", der unter den Strahlen der aufgehenden Sonne Künste, Wissenschaften und Industrie erweckt. Die Umschrift war: „*Nascitur Ordo*" *MDCCLXXIII.* (es wird die Ordnung geboren oder frei übersetzt, nun gedeihet wieder die Ordnung) — Maria Theresia aber liess diese Münze sogleich unterdrücken, weil die Jahreszahl „1773" leicht auf die Aufhebung der Jesuiten deuten liess und durch böswillige Auslegung die Sache so verstanden werden könnte, als ob jetzt erst, nachdem die Jesuiten im Jahre 1773 beseitigt sind, wieder Ordnung und Ruhe im Staate herrsche!!

Kaunitz war ein Freund von Porträts schöner Frauen. Die berühmtesten Schönheiten besass er in der Bildergallerie in seinem Sommerschloss zu Mariahilf! Unter andern liess er die berühmte Tänzerin **„Anna Eberle"** im Eva-Costume malen. Er hatte sich eben zu lange mit der Malerkunst beschäftigt, als dass ihn der Haupt-Grundsatz der Kunst nicht geläufig geworden wäre, der da lautet: „das Nakte in der Kunst, kann niemals unsittlich noch unmoralisch sein, wenn es nur den Gesetzen der Natürlichkeit und Schönheit entspricht!

Maria Theresia, die Schöpferin der **„Keuschheitscommission"**, war aber anderer Meinung, sie liess auf geheimem Wege, während der Winterszeit, als das Palais zu Mariahilf unbewohnt blieb, das incriminirte Bild abholen; bei einem vertrauten Maler der Tänzerin einen Pelz hiezu malen, wie ihn beiläufig die Frau des Tizian oder Rubens hatte, und das derart vertugendhaftete Bild wieder auf seinen frühern Platz an die Wand hängen. — Als nun Kaunitz im nächsten Frühjahr seine Gallerie wieder

besichtigte, war er über die barbarische Metamorphose nicht wenig betroffen. Zornglühend unterzog er jetzt alle seine Diener der strengsten Untersuchung, die aber leider zu keinem Resultate führte. Der Schuldige konnte nicht eruirt werden, die ganze Sache blieb jahrelang ein unaufgeklärtes Räthsel, bis endlich Maria Theresia selbst das Geheimniss löste!

In den letzten Jahren, namentlich unter Leopold II. kurzer Regierung, schien sein Stern allmälig zu erbleichen, sein Einfluss auf die Staatspolitik nahm sichtbar ab, es geschah Manches ohne sein Wissen und gegen seinen Willen. — Und als er endlich erfuhr, dass Leopold II. in Pillnitz mit Friedrich Wilhelm von Preussen eine „Declaration" unterzeichnete, um die revolutionären Fortschritte in Frankreich zu hemmen, brach er vor Schmerz zusammen; Unmuth verdüsterte seit dem seine Seele, er sah sich um die ganze Arbeit seines Lebens bestohlen und betrogen!!! — Denn das Bündniss, das er zwischen Frankreich und Oesterreich so mühevoll aufgebaut, schien ihm jetzt für immer zerstört! Die Declaration war ja gegen Frankreich gerichtet! — Als Kaiser Franz nach dem Tode seines Bruders Leopold II. (1. März 1791) die Regierung antrat, fühlte sich Kaunitz durch hohes Alter und Abnahme der Kräfte bewogen, seine Würde als Staatskanzler niederzulegen. Er genoss nur noch kurze Zeit der Ruhe. —

Nur noch einmal versammelte er bei sich, im Sommerschloss zu Mariahilf, Gäste, und erhob noch einmal während der Tafel seine Stimme, indem er auf das Wohl des Kaisers einen Toast ausbrachte und mit leuchtendem Auge und prophetischem Geiste voraus sagte, wie die Dinge kommen werden: **„Ich spreche hier diese Worte** — (sagte er) — **mit innigster Ueberzeugung aus, der Kaiser Franz wird lange Jahre blutige Kriege zu führen haben, denn das Bündniß mit Frankreich, das ich so mühsam zusammengebracht, jenes Bündniß, das durch Jahrhunderte geheiligte Vorurtheile zertrümmerte, Glück und Wohlstand verbreitete, dieses Bündniß werden Brauseköpfe wieder auseinanderreißen, und dem verzwisteten und zerklüfteten Europa eine neue Gestalt geben"!!!** — Seine Prophezeiungen gingen nur zu bald in Erfüllung. Der Krieg gegen Frankreich brach aus! —

Noch im letzten Augenblicke wurde Kaunitz durch den Gedanken gepeinigt, sein grosses, so schön begonnenes Werk nicht vollendet zu sehen! Am 27. Juni 1794 schloss der edelste aller Menschen, der grösste Staatsmann seiner Zeit für immer das Auge!

Kaunitz war ein Fels im Meere, an dem sich tausend brausende Wogen brachen, und sein Verstand, jene mächtige Leuchte, die weithin ihre Strahlen ausbreitete, um das Staatsschift vor gefährlichen Klippen zu schützen!!!

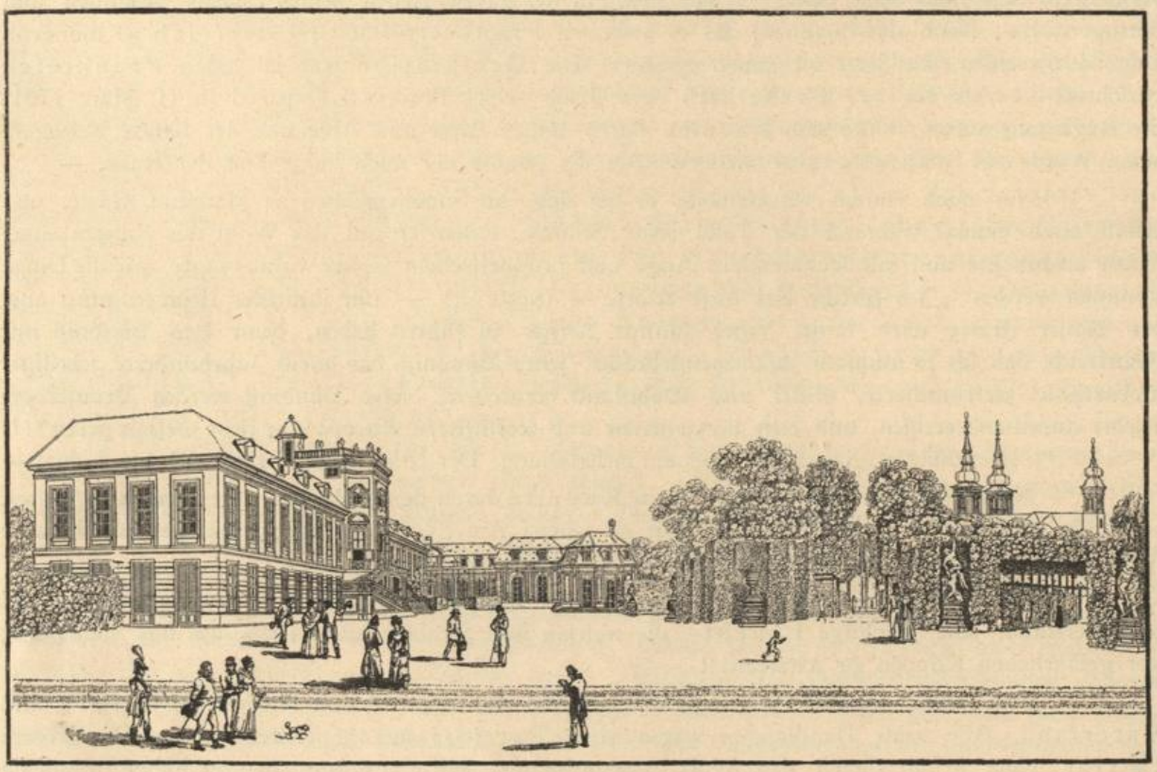
Sein Herz erglühte in ungetheilter Liebe für Kunst und Natur, für Kaiser und Vaterland. Alle seine Handlungen waren von „Patriotismus" geleitet, er war der grösste Patriot, ohne je im Leben das Wort **„Patriotismus"** selbst ausgesprochen zu haben, obgleich dieses Wort als politisches Schlagwort seiner Zeit galt und allgemein herrschte.[1])

---

[1]) Das Wort **„Patriotismus"** war damals (unter Kaunitz) so landläufig und populär geworden, dass sogar ein »Spielzeug für Kinder«, das ein Spielereihändler in der Kärntnerstrasse erfand und **„Patriotel"** nannte, allgemeinen Beifall genoss und Jung und Alt zum Zeitvertreib diente. — Dieses Spielzeug bestand nämlich aus einer kleinen hölzernen runden Scheibe, an deren Peripherie eine 3 Schuh lange Seidenschnur an einem Ende befestigt war. Die Schnur war um die Peripherie gewickelt, und lag in einer mässigen Vertiefung (»Rinne«). Wenn man nun das andere Ende der Schnur mit der Hand fest hielt, und die Scheibe aber los liess, so fiel sie durch ihre eigene Schwere senkrecht hinab, und wickelte sich von ihrer Schnur ab, stieg aber durch ihre Schwungkraft rasch wieder auf der entgegengesetzten Seite empor, wodurch sich die Schnur natürlich jedesmal wieder um die Peripherie wickelte, und man das Spiel so wieder von Neuem beginnen konnte. Die Scheibe glich also einem Rade, das fortwährend auf und nieder stieg, so lang man eben wollte. Es gehörte zur Mode, wenn die vornehmen Wiener Damen in ihrem Arbeitstaschen solche »Patrioteln« mit sich führten und während eines Spazierganges oder auch im Salon während der Conversation dies Rädchen auf und ab rollen liesen. — Diese Mode währte bis in die Zwanziger Jahre, wurde aber wie alle Modesachen, alsbald der Vergessenheit überantwortet!

Er war der populärste Mann des Landes; der Hof und die Wiener nannten ihn „den alten Fürsten“ und Europa den „großen Kaunitz“!!! —

Nach seinem Tode ging der Besitz des Sommerpalais, wie schon bemerkt, auf kurze Zeit auf Jacob Löwenthal und dann auf Paul und später Nicolaus Fürst Esterhazy über. — Letzterer erweiterte einen Theil des Schlosses und schmückte mehrere Säle mit einer herrlichen Bildergallerie, indem er die auf seinen Herrschaften zu Pottendorf, Laxenburg etc. zerstreut befindlichen Bilder nach Schulen hier aufstellen liess. — Das hervorragendste Werk war jenes farbenprächtige Deckengemälde, welches er im Jahre 1819 von dem berühmten Florentiner Anton Marini für den Mittelsaal malen liess; es ist um so bemerkenswerther,



Figur 109. Der fürstl. Esterhazy'sche Garten aus der Zeit der Zwanziger Jahre.

da es sich noch heute, wie wohl leider mehrfach übermalt, an Ort und Stelle befindet. Es zeigt uns die Götterversammlung im Olymp in hellleuchtenden schön gestimmten Farbentönen. Ganymed kredenzt dem Jupiter den Göttertrank, während Juno neben ihm Platz genommen; einen lieblichen Gegensatz bilden die leichtscherzenden Grazien und zwei kleine Liebesgötter, die Blumen streuen; auf durchsichtigen Wolken flattern die Horen, die Gefährtinnen der Charitinen, welche Eintracht verbreiten; rückwärts erblicken wir die Iris mit einem Regenbogen, dem Sinnbilde der Heiterkeit, der das Ganze umfasst und beleuchtet!!!

Auch mit dem Garten wurden grosse Veränderungen vorgenommen, so z. B. der Park vor dem Treppenhaus in ein Wiesenplateau verwandelt und geebnet. Nur die alte ‚Linden-Allee‘ mit ihren knorrigen Aesten und halbmorschen Stämmen datiren noch aus Kaunitz' Zeiten.

Schliesslich lege ich ***sub Figur 109*** eine Abbildung des fürstlich Esterhazy'schen Gartens aus der Zeit der Zwanziger Jahre bei.[1])

Als geschichtliche Reminiscenz sei noch bemerkt, dass im Jahre 1809 während der zweiten französischen Invasion der von Napoleon als Stadtcommandant eingesetzte General Andréossi hier im Gartenschlosse residirte, und am 12. Mai 1809 am Tage nach dem Bombardement von einer Deputation mit der Bitte aufgesucht wurde, sie nach Schönbrunn zu geleiten, um für sie bei Napoleon eine Audienz zu erwirken. —

Das Haus zum „guldenen Stuck" Nr. 407 (neu 85)

hier wurde im Hauskeller im Jahre 1805 zur Zeit der französischen Invasion eine österreichische Kanone („Stuck") aufgefunden und von französischen Soldaten weggeführt; daher das Haus fortan zum „goldenen Stuck" genannt wurde. —

Das Haus Nr. 331 (neu 101)

war vom Jahre 1801 bis 1822 das Wohnhaus des berühmten Schauspielers Ferdinand Ochsenheimer, er starb auch daselbst am 22. November 1822. Er kam im Jahre 1807 ins Hof-Burgtheater und debutirte das erste Mal am 3. November desselben Jahres als Posert im „Spieler". Er gehörte jedenfalls zu den besten Charakterspielern, welche die deutsche Bühne aufzuweisen hatte. Besonders seine Intriguants und Bösewichter waren wahre Meisterleistungen. Seine Geberde und die Sprache seines Gesichtes waren für Jedermann verständlich.

Er war der Schöpfer jenes „stummen", mit der Situation gewöhnlich contrastirenden Spieles, welches später so viele Nachahmer fand und seit Ochsenheimer nahezu typisch wurde, z. B. das Aufziehen der Sackuhr als Wurm in: „Cabale und Liebe" das bedächtige Tabakschnupfen, das Rockabstauben und das gleichgiltige Spielen mit dem Spazierstock bei ähnlichen Scenen.

Eine Eigenthümlichkeit Ochsenheimers war es auch, dass er seine Intriguants meistens mit „rother Perrücke" darstellte. Die Rolle eines Bösewichtes und eine rothe Perrücke waren bei ihm zwei unzertrennliche Dinge. — Es schien, als ob er sich Judas den Erzschelm zum Vorbild auserlesen hätte! Von welch' einschneidender Wirksamkeit Ochsenheimers Spiel war, beweisen Ludwig Devrient und Ferdinand Raimund, auf welche er einen so gewaltigen Eindruck machte, dass Beide den Entschluss fassten, sich der Bühne zu widmen. — Als Iffland 1808 in Wien in mehreren seiner Glanzrollen gastirte und enorm gefiel, fragte ihn einer seiner Freunde, warum er denn nie in den Räubern als Franz Moor sich zeige; „Weil ich — (erwiderte er) — die rothe Perrücke des Ochsenheimer fürchte". Auch als dramatischer Schriftsteller wusste Ochsenheimer Beifall zu gewinnen.[2])

---

[1]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer gestochen datirt aus der Zeit der Zwanziger Jahre mit dem dem Treppenhause zugekehrten südlichen Theil des Gartens, wie er sich beiläufig noch bis in die Vierziger Jahre unverändert erhielt. Gegen Ende der Fünfziger Jahre wurden jene Baumgruppen und Gebüsche, die wir rechts im Bilde noch sehen, stark gelichtet.

[2]) Seine besten Theaterstücke, die sich lange Zeit am Repertoire erhielten, waren: »Das Manuscript«, Schauspiel in einem Aufzuge; »Er soll sich schlagen« Lustspiel in zwei Acten, erschienen in Mannheim; »Der Brautschütz«, Lustspiel in einem Acte, erschienen in Dresden und noch mehrere andere frühere Arbeiten unter dem Pseudonym »Theodor Unklar«.

Den grössten Erfolg aber errang er als Naturforscher. Besonders die Naturgeschichte der Schmetterlinge machte er zum Gegenstand seines besonderen Studiums. Schon im Knabenalter lockte ihn das bunte Reich der Schmetterlinge an, und gerne erzählte er, wie die erste Anregung zur Schmetterlingskunde in ihm ein Abendfalter erweckte, den er in einem Festungsgraben seiner Vaterstadt „Mainz" erhaschte. Dreissig Jahre darnach brach er noch in einem freudigen Jubel aus, als er an einem Bache in der Umgebung Wiens, die „Raupe" dieses Nachtfalters erblickte, es war — (wie er seinen Freunden erzählte) — der „Maro Ocnotherae", welcher damals für eine Seltenheit galt. — Durch unausgesetztes Studium erweiterte Ochsenheimer sein Wissen in immer höherem Grade und brachte durch die Resultate seiner Beobachtung und seiner Forschungen seinen Namen als Entomologe zur allgemeinen Anerkennung! Er war auch der Erste, der ein System der Schmetterlinge entwarf, welches von der Gelehrtenwelt anerkannt wurde.

Ochsenheimer war im Umgange einfach und voll ruhiger Gelassenheit und für den Empfänglichen mittheilsam und belehrend und Niemand hätte in ihm je einen Comödienspieler vermuthet! — Er war das Muster eines sorgsamen Familienvaters, sein Haus eines jener behäbigen, bürgerlich gemüthlichen, nach altwienerischem Zuschnitt, deren es jetzt leider nur mehr wenige gibt.

Als Ochsenheimer sein grosses Werk: „Die Schmetterlinge in Europa" 1807 erscheinen liess, wurde Kaiser Franz I. auf ihn aufmerksam und wollte ihn bei seinen Schmetterlingsammlungen für's kaiserliche zoologische Cabinet zu Rathe ziehen. Eines Tages liess ihn nämlich Kaiser Franz nach der Morgenmesse in seine Privatbibliothek berufen, die damals in der Hofburg im ersten Stocke unmittelbar neben den kaiserlichen Gemächern sich befand, und aus drei grossen Sälen bestand, die über 40.000 Bände beherbergten. In einem der ersten Säle erwartete ihn der Kaiser. Es hatte eben 10 Uhr geschlagen, der erste Band von Ochsenheimers Werk: „Die Schmetterlinge in Europa" lag aufgeschlagen auf einem mit grünem Tuche behangenem Tische. An diesem stand ein Mann mit einem rehfarbenen Kaputrock von mittlerer Grösse und hagerer Gestalt mit blauen strengen Augen, scharfen Gesichtszügen und einer hohen schmalen Stirne, um die spärliche Silberhaare niederfielen; von Schmucksachen bemerkte man nichts als ein goldenes Uhrband, an dessen Ende ein Siegel von rothem Carniol angebracht war; eine enganliegende Reithose aus grauem Hirschleder und hohe Kappenstiefel vervollständigten den Anzug. Es war der Kaiser Franz. **„Oh! der Artilleriepapa"**, rief er dem Ochsenheimer zu, als dieser eintrat und sich ehrfurchtsvoll verbeugte.

Mit diesem scherzhaften Namen pflegte der Kaiser oftmals, wenn er bei guter Laune war, unsern schauspielenden Entomologen zu benennen, indem drei Söhne Ochsenheimers der k. k. Artillerie angehörten. **„Mein lieber Ochsenheimer"** — (fuhr der Kaiser fort,) — **„es wäre mir lieb, wenn Sie anstatt dem Komödienspielen meine Schmetterlinge, die's mir aus Brasilien g'schickt haben, in eine systematische Ordnung bringen möchten. Noch befinden sie sich in den Kisten, wie sie ins Revisionsamt gekommen sind, und harren der Erlösung durch einen in der Fauna Bewanderten. Sie haben in diesem Zweige der Wissenschaft ein ganz neues System aufgestellt, das allgemeine Anerkennung findet, und ich glaube daher, daß Sie am geeignetsten wären, meinen Wunsch zu realisiren"**. Ochsenheimer dankte für das schmeichelhafte Zutrauen seines kaiserlichen Herrn und versicherte, dass er diesen ehrenvollen Auftrag nur als allerhöchste Gnade betrachten könne. Nachdem der Kaiser noch seine volle Zufriedenheit gegen den gelehrtesten seiner Hofschauspieler zu erkennen gegeben, entliess er diesen auf seine herzgewinnende und populäre Weise mit den Worten: **„Schaun's halt, daß Sie's zurecht bringen!"** Wirklich ging Ochsenheimer ungesäumt ans Werk. Unausgesetzt und mit rastlosem Eifer arbeitete Ochsenheimer über Jahresfrist an dem Ordnen dieser Sammlung und erhielt vom Kaiser als Zeichen seiner Zufriedenheit eine werthvolle, reich verzierte goldene Tabatière zum Geschenk, welche noch heute ein kostbares Schaustück der Familie

bildet! — Zu jener Zeit wurde auch über eine Anekdote, die man sich von Ochsenheimer erzählt, viel gelacht. Möge sie hier ein Plätzchen der Erinnerung finden.

Kaiser Franz war eines Tages mit Ochsenheimer in Schönbrunn zusammengetroffen, und Beide im Gespräche über Naturgegenstände in einen Gartensalon des Lustschlosses getreten, wo sie die Hüte ablegten. Beim Weggehen verwechselte Ochsenheimer die Hüte, bemerkte es jedoch sogleich und bat um Entschuldigung für sein Versehen. **„Hat nichts zu bedeuten"**, sagte Kaiser Franz lachend, **„Sie hätten wirklich bei dem Tausche nichts profitirt"**. **„Euer Majestät"** — (erwiderte Ochsenheimer ebenfalls lachend) — **„ich hätte aber gewiß auch nichts dabei verloren"**. — Bekanntlich trugen nämlich Beide die abgegriffensten Filzhütte, die in der Residenz zu sehen waren. —

Zu Anfangs des Jahres 1822 begann seine Gesundheit immer mehr in Verfall zu gerathen; am 23. September desselben Jahres gab man „die silberne Hochzeit" im Burgtheater, in welcher er den „Steckrübe" nicht ohne Anstrengung spielte. Als er nach der Vorstellung in der Garderobe erschöpft zusammensank, wurde er ohnmächtig nach Hause gebracht, der herbeigeholte Arzt, Doctor de Caro zuckte bedenklich die Achsel. Er hatte seine letzte Rolle ausgespielt. Am 2. November Abends starb er im 55. Lebensjahre an einer Herzentzündung. — Das Haus aber, in welchem er seinen Geist aufgab, war noch immer dasselbe obengenannte in Mariahilf, welches er seit zwanzig Jahren bewohnte und das noch heute in der Mariahilferstrasse die Nummer 101 führt.

Auf dem Schmelzer Friedhofe schlummert er den Puppenschlaf und harrt des Erwachens eines besseren künftigen Frühlings, um dann erweckt zu werden zur Anschauung einer herrlicheren Welt, und um dann als Schmetterling emporzufliegen zu einem reineren und schöneren Lichte![1])

Bei Ochsenheimer bewährte sich abermals der Ausspruch des Dichters: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze". Nur was er als Gelehrter, als Mann der Wissenschaft geschaffen, erhielt seinen Namen bis heute und erhält ihn wahrscheinlich noch lange über dem Strome der Vergessenheit!!!

Das Haus Nr. 74 (neu 111).

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand jenes längliche Viereck, welches heute zwischen der Stumpergasse und Webgasse, dann zwischen der Schmalzhof- und Mariahilferstrasse liegt, aus einem einzigen riesiggrossen sehr kostbaren Obstgarten, der dem pensionirten **k. k. Hofgärtner Kameth** gehörte. —

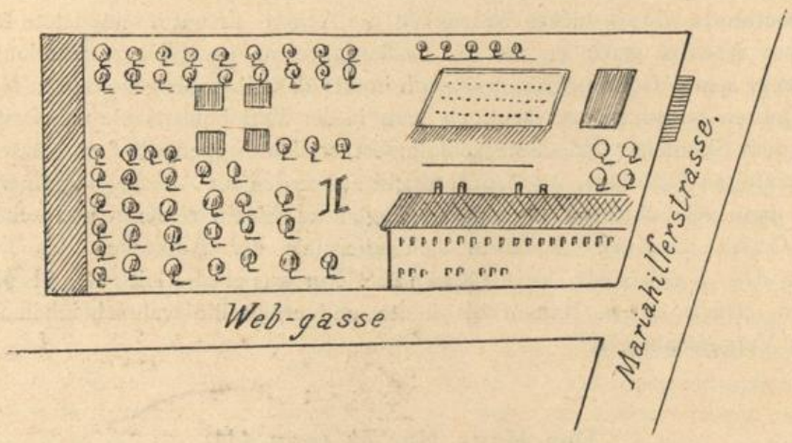
Dieser Garten wurde im Jahre 1770 behufs Parzellirung aufgelassen und schmolz nun zu einem bescheidenen Hausgärtchen des obigen Hauses Nr. 74 (neu 111) zusammen. Hierdurch wurde die **„kleine Steingasse"** (jener Theil der heutigen Schmalzhofgasse, der sich von der Webgasse bis zur Stumpergasse zieht) gewonnen, und die **„untere Steingasse"** heutige Webgasse im Jahre 1771 eröffnet. Die **„untere Steingasse"** hiess nämlich jener Theil der Webgasse, der sich von der Schmalzhofgasse bis zur Mariahilferstrasse erstreckt. Der Name datirte von den vielen „Steinhaufen", welche sich in früherer Zeit in dieser Gegend befanden. Später wurde

---

[1]) Erzherzog Palatin kaufte für das Nationalmuseum in Pest nach Ochsenheimer's Tode dessen Schmetterlingsammlung, welche zu den vorzüglichsten Privatsammlungen gehörte. Leider ging dieselbe bei der Ueberschwemmung im Jahre 1830 zu Grunde. Als Schauspieler scheint Ochsenheimer trotz seiner trefflichsten Leistungen bereits von unserer gegenwärtigen Generation vergessen zu sein. Das einzige Andenken birgt das Archiv des k. k Burgtheaters, in welchem sich mehrere Costümbilder aus seinen Glanzrollen befinden, und zwar als Alba in »Don Carlos«, als Kuno in »Arel und Walburg« und als Rifador in dem Drama »der Alkade von Molorido«.

der ganze Strassenzug von der Gumpendorferhauptstrasse bis zur Mariahilferstrasse nach einer alten „Schmiede", die sich viele Jahre an der Ecke der Schmalzhof- und Webgasse befand, „Schmidgaſſe" genannt. Erst in den Zwanziger Jahren wurde diese Strasse umgetauft und erhielt den Namen „Webgasse" nach den vielen Webereien, die sich hier bleibend niederliessen, wie dies z. B. mit den Spitzenwebereien des Ludwig Damböck noch heute der Fall ist. —

Nach einem interessanten Vogelperspectivplan des **Johann Daniel von Huber** aus dem Jahre 1769 bis 1772, bestand das in Rede stehende Haus aus einem einstöckigen Gebäude mit der Längenseite gegen die Webgasse und mit der Schmalseite gegen die Mariahilferstrasse gekehrt; rückwärts schloss sich ein Garten mit schattigen Alleen und reichen Blumenbeeten an, es war dies, wie gesagt, der letzte Ueberrest des Rameth'schen Obstgartens. ***Sub Figur 110*** lege ich hier eine Copie dieser Realität aus dem **Huber'schen Vogelperſpectivplan,** aus dem Jahre 1772 bei.[1])



Figur 110. Perspectiv-Plan von Johann Daniel Huber ex anno 1769 bis 1772.

Dieses Bild ist umso interessanter, als es den Nachweis liefert, dass der noch gegenwärtig zum Hause gehörige Garten ein Theil jenes berühmten Rameth'schen Obstgartens ist, an den sich allerlei historische interessante Reminiscenzen knüpfen. So z. B. lebte hier der **k. k. Hofgärtner Rameth**, eine stadtbekannte, bei den Wienern sehr beliebte Persönlichkeit. Er erreichte ein hohes Alter und erblindete in den letzten Jahren vollständig.

Die Wiener erzählten sich von ihm manche Merkwürdigkeit, so z. B. dass er als stockblinder Mann durch seinen feinen Tastsinn jede Gattung Bäume blos durch das Befühlen der Blätter sogleich zu erkennen vermochte und man ihn deshalb oft auf die schwierigsten Proben stellte, die er aber jedesmal glänzend bestand! —

---

[1]) Die Zeichnung ist eine getreue Copie jenes Vogelperspectivplanes, den Johann Daniel von Huber in der Zeit von 1769 bis 1772 verfertigte. Aus demselben ersehen wir, dass das Wohnhaus genau an der Ecke der Web- und Mariahilferstrasse sich befand, mit der Hauptseite gegen die Webgasse gekehrt und von der Mariahilferstrasse aus mit hohen Planken eingefriedet und mit einem vorspringenden Einfahrtsthore versehen. Heute steht genau an derselben Stelle ein grosses vierstockhohes Gebäude mit der Nummer 111 (identisch mit Webgasse 45). — Nur ein Theil des früheren Hausgartens hat sich noch erhalten, in welchem gegenwärtig sich das Atelier des akademischen Bildhauers Friedrich Eckhardt befindet.

Der Garten hat noch heute einen Flächenraum von 82 Quadratklafter und es befindet sich in demselben das Atelier des erst kürzlich verstorbenen ältesten Bildhauer Wien's, Namens **Friedrich Eckhardt**. Derselbe war hier im Hause in seinem Atelier über 20 Jahre thätig, und die Wiener schätzten in ihm nicht blos einen tüchtigen Ornamentiker, sondern auch einen charaktervollen liebenswürdigen Menschen, der sich durch sein biederes ruhiges Wesen, die Liebe und das Vertrauen Aller zu erwerben wusste.[1])

Das Haus in seiner heutigen Gestalt wurde im Jahre 1839 erbaut und gehörte dem Emanuel Kanitz, gegenwärtig ist es Eigenthum der Herren Vall Sassina.

Das Firgantnerhaus Nr. 71 (neu 117).

Die Familie Firgantner ging aus kleinen Verhältnissen hervor. Sie war ein altes Wiener Geschlecht, welches hier ein kleines ebenerdiges Häuschen besass und mit Seidenspinnerei sich beschäftigte. Ihre Firma reichte noch in die Zeit Kaiser Josef II. zurück, der die Seidenfabrikation und Seidenzucht protegirte und viele Seidenspinner aus Italien nach Wien berief und Staatspreise zur Belohnung für die beste Seidenfabrikation aussetzte.

Figur 111. Das Firgantnerhaus aus dem Jahr 1820.

Anfänglich beschränkten sich die Firgantner nur auf die Erzeugung von Rohseide und sogenannten „Seidentücheln", später traten sie auch in die moderne Seidenzuchtfabrikation ein und erzeugten alle Gattungen schwerer Seidenstoffe. Alsbald mussten sie ihre Fabrik vergrössern und in diese Zeit fällt der Umbau des Hauses. An die Stelle des ebenerdigen, bescheidenen Häuschen trat nun (1804) ein modernes einstöckiges Gebäude mit einer imposanten, schön stylisirten „Firmentafel" aus Stein über dem Dachgesims, wie dies ***Figur 111*** zeigt.[2])

Der zu diesem Gebäude gehörige Hausgarten bildete ein längliches Viereck und war so gross, dass er sich an 10 Häusern der Stumpergasse von Haus Nr. 316 bis 325 hinzog. Er besteht zum Theil noch und bedeckt noch gegenwärtig nach dem kaiserlichen Cataster einen Flächenraum von 879 □Klafter. Das Haus wurde von dem späteren Hausbesitzer Doctor Carl Cessner

---

Friedrich Eckhardt, am 10. August 1818 geboren, war als akademischer Bildhauer im Ornamentalenfache hier in Wien seit seinem zwanzigsten Jahre, also durch volle 52 Jahre thätig. Seine hervorragendsten Leistungen waren die ornamentalen Ausschmückungen des kaiserlichen Schlosses zu »Miramare«, dann die Renovirungsarbeiten der alten Mariatreu-Pfarrkirche in der Josefstadt, die Steinverzierungen der neuen Altlerchenfelder Pfarrkirche, die bildhauer'schen Steinarbeiten bei der Domkirche zu St. Pölten und der Tullner Pfarrkirche, so wie auch noch viele andere in sein Fach einschlägige Kunstarbeiten bei Privatbauten. — Er starb im Alter von 72 Jahren am 4. Febr. 1890 und sein ältester Sohn Friedrich Eckhardt junior, ebenfalls Bildhauer, übernahm das hier im Hause befindliche Atelier und setzt die Geschäfte seines Vaters gegenwärtig fort.

[1]) Das Bild ist nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten und datirt aus dem Jahre 1820. Gegenüber dem Hause befand sich die alte Johann Nepomuk-Statue, welche zu Ende der Zwanziger Jahre wegen Passagestörung cassirt wurde. — Zwischen dem Hause Nr. 117 und Nr. 119 sehen wir rechts im Bilde eingezwängt ein ebenerdiges Häuschen mit einem kleinen Guckfenster, es ist dies das bekannte »kleinste Haus, in Wien, von dem später die Rede sein soll. —

renovirt, die Gartenanlagen wurden verschönert, mit Wasserbassins versehen und ein artesischer Brunnen wurden gegraben. Erst unter dem gegenwärtigen Besitzer Max Friedmann wurde das Haus durch den Baumeister Carl König in seiner heutigen imposanten Gestalt vom Grund aus gebaut.

Das kleinste Haus in Wien.

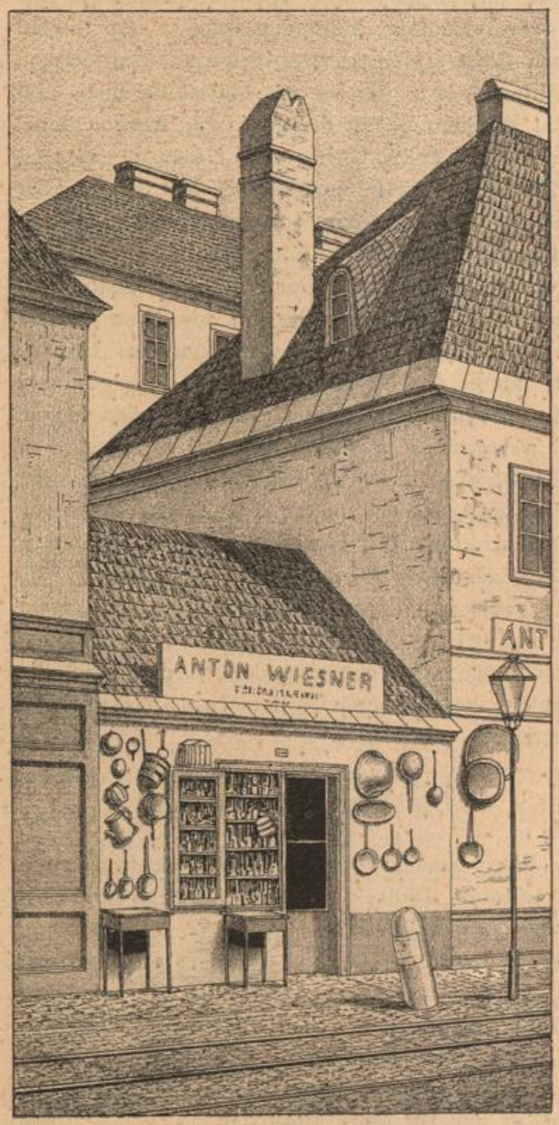
Wenn sich der gemüthliche Wiener der alten guten Zeit in heiterer Gesellschaft über die baulichen Verhältnisse Wiens lustig machen wollte, so pflegte er gewöhnlich seinem Tischnachbar das Räthsel aufzugeben: „wo befindet sich das kleinste Haus in Wien?“ Natürlich wusste darauf niemand Bescheid; und mit triumphirender Miene erhob sich alsdann selbstbewusst der Räthselaufgeber und sagte: „Zwischen dem Hause Nr. 117 und Nr. 119 der Mariahilferhauptstrasse eingezwängt, werdet Ihr ein „Mignonhäuschen“ finden, welches kein Fenster und kein Hausthor hat und eigentlich gar kein Haus ist, und nur insoferne diese Benennung verdient, als es eine Mauerwand und ein Hausdach besitzt und sonst Nichts als ein kleines Kaufmannsgewölbe, in welchem ein Trödler seine Waaren feil hat. Wenn dieser seinen Laden Abends sperrt, findet sich in diesem Hause nirgends ein Eingang oder Ausgang.“ — „Ja, wie ist denn eigentlich dieses Haus entstanden, fragte dann neugierig die ganze Gesellschaft. Wer war der erste Hausbesitzer?“ Dann erhob sich der Redner nun zum zweiten Male, und liess voll Vergnügen und leuchtenden Blickes mit salbungsvoller Stimme seine Weisheit erglänzen. Er erklärte nämlich, dass der Besitzer des rückwärtigen Gartens ein passionirter Kegelscheiber war, und er daher eine comfortable „Kegelbahn“ als ein dringendes Bedürfniss zur Verschönerung dieses ohnehin qualvollen Erdenlebens betrachtete. Er versammelte um sich gleichgesinnte Seelen, die ebenfalls wie er im Kegelscheiben ihre bescheidene Befriedigung fanden. Es bildete sich ein Kegelclub, und immer grössere Ansprüche traten an den Kegelbahnbesitzer heran, so wurde denn auch der dringende Wunsch laut, „sich bei Regenwetter mit dem edlen „Kegelscheiben“ zu beschäftigen!“ Gesagt, gethan! — Der splendide Gartenbesitzer liess nun gegen die Mariahilferhauptstrasse ein kleines schupfenartiges Gewölbe aus Ziegelmauern erbauen, dieses mit einem regelrechten Hausdach, und die Mauerfront, die gegen die Mariahilferstrasse gekehrt war, mit einem kleinen Fenster versehen; so entstand denn ein Gebäude, welches das Ansehen eines Hauses hatte, ohne es eigentlich zu sein. Als der Garten nach dem Tode seines Besitzers auf einen neuen Eigenthümer überging, der das Kegelscheiben nicht cultivirte, wurde diese schupfenartige Kegelbahn mit einer rückwärtigen Mauer versehen und so in ein förmliches Häuschen verwandelt, und als Verkaufsgewölbe hergerichtet Ein Eisentandler Namens **Anton Wiesner** fand sich denn alsbald, der nun viele Jahre hindurch sein Geschäft hier offen hielt. — Erst in letzterer Zeit kam an die Stelle des alten griesgrämigen Eisentandler's — (komisch genug) — eine junge Marchande des Modes, die nun in der etwas unsauberen und unappetitlichen Stätte den zierlichen Tempel der Göttin „Mode“ aufschlug!

Mit dem Umbau des Hauses Nr. 119 verschwand im Jahre 1889 auch dieses bauliche Curiosum für immer von der Bildfläche, und es blieb uns Nichts weiter als die Erinnerung übrig, die ich hier ***sub Figur 112*** im Bild festhalten will —[1])

[1]) Das Bild nach der Natur gezeichnet und in Holz geschnitten, zeigt uns das sogenannte »kleinste Haus Wien's« mit der Front gegen die Mariahilferhauptstrasse aus jener Zeit, als Anton Wiesner sein Eisentandlergeschäft hier inne hatte Das Gewölbe war so klein, dass er eigentlich fast sein ganzes Waarenlager in der Auslage an der Wand hängen lassen musste, weil sich drinnen im Laden nicht der nöthige Raum vorfand, was ihm natürlich manche Spötteleien von seiner Nachbarschaft zuzog; auch war die Gewölbthüre so schmal, dass nur eine Person durchschlüpfen konnte, vorausgesetzt, dass sie hierzu bei gehöriger Schlankheit die nöthige Eignung besass.

Die alte Johannes von Nepomuk-Säule (nächst der Mariahilferlinie).

Diese Säule, wie die meisten andern „Nepomuk-Säulen“ in Wien, entstammen zumeist dem XVII. Jahrhundert, jener sturmbewegten durch religiösen Fanatismus aufgewühlten Zeit, die man die „Gegenreformation“ zu nennen pflegt. —



Figur 112. Das kleinste Haus in Wien.

Als nämlich nach der Schlacht am weissen Berg bei Prag (8. November 1620) die protestantische Partei durch die Niederlage des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz in ihren Bestrebungen zurückgedrängt wurde und Kaiser Ferdinand II. die „Gegenreformation“ allerorts in Oesterreich begann, fanden in Wien zahlreiche Auswanderungen statt, wodurch eine Menge Bürgerhäuser leer standen und verkauft werden mussten. Handel und Gewerbe stockten. —

Die Folge davon war, dass die Regierung die böhmischen Katholiken in ihrer Auswanderungslust besonders unterstützte und nun auch wirklich viele gewerbfleissige Prager nach Wien heranzuziehen wusste, die sich hier bleibend niederliessen, Handel und Gewerbe trieben und unter Anderen einem „czechischen Nationalcultus“ huldigten, wobei selbstverständlich **Johannes von Nepomuk** als der Schutzpatron Böhmen's, auch in Wien ein Gegenstand besonderer Verehrung und Werthschätzung wurde. Diesem Nationalheiligen setzte man allerorts Denksäulen und Statuen und unterliess es nicht, die Johannesfeier nicht blos in Prag, sondern auch in Wien alljährlich ganz besonders festlich zu begehen.

An solchen Festtagen pflegten sich die katholischen Böhmen an den Nepomuk-Säulen zahlreich zu versammeln, die Statuen mit Blumen und Bändern zu schmücken und religiöse Lieder abzusingen, Lieder, die noch heute bei den Czechen existiren und aus jenen Zeiten stammen. Auch wurden nicht selten politisch aufregende Predigten in böhmischer Sprache abgehalten und in derselben Sprache fromme Gebete und National-Lieder unter das Volk unentgeltlich vertheilt, wobei als Titelblatt Kaiser Ferdinand II. vor dem historisch berühmten silbernen Crucifix knieend dargestellt wurde[1]).

[1]) Noch heute bewahrt die kaiserliche Schatzkammer jenes silberne Crucifix, vor welchem Ferdinand II. von den Protestanten bedrängt in der höchsten Noth sein inbrünstiges Gebet verrichtet und während dieser Andacht eine Stimme vernommen haben soll, die ihm die ermuthigenden Worte zurief: „Ich werde Dich nicht verlassen, Ferdinand!“

So erklärt es sich denn auch, dass man in Wien (trotz seines vorwiegend deutschen Elements) noch zu Ende der Zwanziger-Jahre in Mitte der frequentesten Strassen und Plätze Wien's vor Kirchen und Klöstern, vor Friedhöfen und vor öffentlichen und Privat-Capellen derlei Nepomuk-Statuen antraf. Auch die obige in Rede stehende Statue nächst der Mariahilferlinie entstand während jener religiösbewegten Zeit. Erst zu Ende der Zwanziger-Jahre (1828) wurde sie abgetragen. Bemerkt sei nur noch, dass sich vor dieser Statue am 12. September 1809, Nachmittags, eine Greuelscene abspielte, die mehrere Tage hindurch die Wiener in Aufregung erhielt. An diesem Tage schlichen sich, während die Franzosen Wien noch besetzt hielten, zwei verwegene französische Soldaten vom Braunhirschen-Grund in die dortige Pfarrkirche (nächst der Mariahilferlinie), um einen Kirchenraub zu begehen. Sie wurden dabei von einem französischen General ertappt und von diesem, in momentaner Entrüstung, der Eine sogleich an den Stufen des Altars niedergehauen, während der Andere mit dem geraubten Kirchengute entfloh. Der General setzte dem Flüchtling nach und ereilte ihn, als dieser soeben die Mariahilferlinie passirte und im Begriffe war, hinter der Nepomuk-Säule das geraubte Gut zu verbergen. Der General zog den Degen und versetzte ihm mit demselben einen Stich in die Brust, dass dieser sogleich todt zur Erde sank.

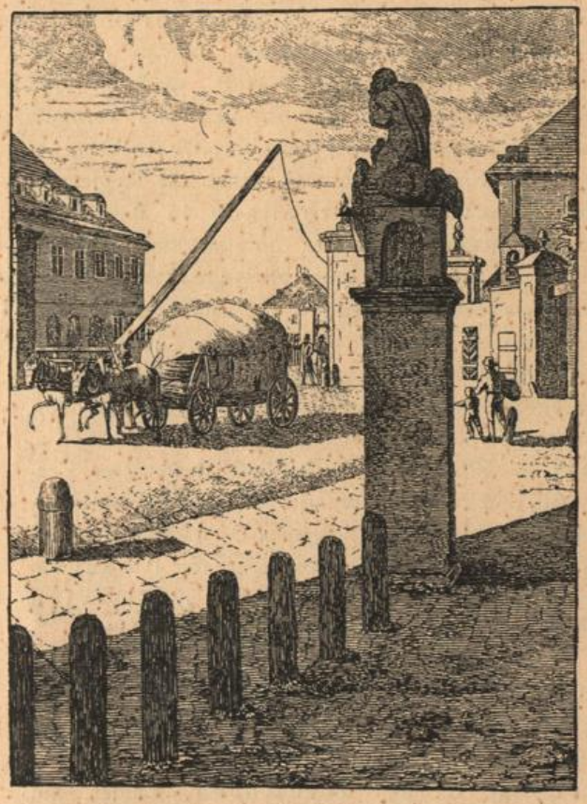


Fig. 113. Die alte Johannes von Nepomuk-Säule.

Das Andenken an diese Säule hat sich noch in einem alten Bilde erhalten, das ich meinen Lesern hier ***sub Figur 113*** beischliesse [1]).

Bevor ich an die Besprechung der rechten Häuserreihe der Mariahilferstrasse gehe, will ich noch einige historisch denkwürdige Momente erzählen, die sich zunächst der Mariahilferlinie ereigneten.

Die Mariahilferlinie.

Hier zunächst des Liniengrabens wurde am 11. October 1809 der junge Predigersohn Stabs aus Erfurt, seines Attentates wegen, welches er bekanntlich gegen Napoleon bei einer militärischen Musterung in Schönbrunn verüben wollte, von französischen Gensdarmen auf Befehl des Kaisers erschossen.

Einen noch grässlicheren Anblick, einen Anblick voll des Greuels und Entsetzens bot die Gegend unmittelbar an der Mariahilferlinie selbst am 13. März 1848 dar.

---

[1]) Das Bild nach der Natur von Fr. Barbarini gezeichnet und in Kupfer gestochen, datirt aus dem Jahre 1828. Dieses religiöse Wahrzeichen bestand aus einer viereckigen, beiläufig 12 Fuss hohen Säule, auf der der heilige Johannes von Nepomuk knieend abgebildet war; unterhalb des obersten Gesims sah man auf jeder der vier Seiten Scenen aus dem Leben dieses Heiligen in Stein abgebildet. Hinter dieser Statue stand ein Baum und eine niedere Holzschupfe, die mit allerlei Schaufeln, Hacken und Schubkarren angefüllt war.

Man kann behaupten, dass die Revolution für die westlichen Vorstädte buchstäblich hier ihren ersten aufregenden Anfang nahm.

Der Grund vor der Mariahilferlinie, den man damals den **Braunhirschengrund** nannte, war der Hauptsitz der Fabriksarbeiter, also gleichsam der „zündende Funke" für jede gefährliche Volksbewegung. Vor dem Schwender'schen Casino fand die erste Volksversammlung statt; ein Knecht des „Braunhirschen Wirthshauses", der soeben aus der Stadt kam, war der erste, der gegen Mittag den Leuten die Nachricht brachte, dass in der Stadt Aufstände ausgebrochen seien und man bereits aufs Volk geschossen habe und dass die Studenten das Volk aufgefordert hätten, die Regierung zu stürzen. Unbegreiflicher Weise hatte man bis Mittag hierorts noch nicht die leiseste Ahnung von diesen Vorfällen. Erst als dieser Knecht den Wirthshausgästen das Vorgefallene erzählte, und die Arbeiter um 12 Uhr nach Hause strömten, um ihr Mittagessen einzunehmen, wurde eine starke Bewegung unter dem Volke bemerkbar. Schon in der nächsten Viertelstunde wurden aufreizende Reden gehalten und Entschlüsse gefasst, um sich zu bewaffnen und der Stadt zur Hilfe zu eilen. Schon eine Stunde später waren alle Strassen und Plätze mit Bewohnern von Fünfhaus, Sechshaus und den angrenzenden Gemeinden überfüllt. Proletarier und Fabriksarbeiter aller Art zogen in Menge gegen die Mariahilferlinie, um hier ihr erstes Opfer aufzusuchen, nämlich das Verzehrungs-Steueramt mit seinen Beamten und Finanzwächtern. Lange Zeit schon war die Verzehrungssteuer vor den Linien den Wienern und namentlich den unteren Volksschichten ein Gegenstand tiefsten Abscheues. Es war also kein Wunder, wenn jetzt der erhitzte Pöbel in seiner blinden Leidenschaft die Zügel schiessen liess und gegen die hier postirten Beamten und Finanzwächter Front machte, sie in den heftigsten Ausdrücken beschimpfte und die Fenster ihrer Amtsstuben mit Steinen einwarf. Es kam zwischen den Finanzern und Arbeitern zu einem hitzigen Handgemenge, wobei Erstere den kürzeren zogen und sich auf ihre Wachstube und Amtsgebäude zurückziehen mussten und im Innern sich absperrten. Sie glichen nun den „Gefangenen", denn sie waren ringsum von Pöbelhaufen umzingelt und mussten sich's gefallen lassen, dass jetzt die Arbeiter sich beriethen, was sie nun mit den verjagten Beamten und Finanzwächtern anfangen sollten. Einige riethen, die Beamten ohne Weiters aufzuhängen, milder Gesinnte meinten die Häuser sofort zu demoliren. Unglücklicherweise zog eben von Fünfhaus, als es bereits Nacht zu werden begann, ein Proletarierhaufen vorbei, der sich bereits durch allerlei Excesse berauscht hatte und überdies noch brennende Fackeln sich vortragen liess, und in seiner Zerstörungswuth sich angetrieben fühlte, das Holzwerk des Amtsgebäudes in Brand zu stecken. Zuerst gingen ein Paar der vor dem Hause stehenden Frachtwägen in Flammen auf, mittlerweile hatte auch das Dach des Gebäudes, auf das man wiederholt brennende Scheiter geworfen, Feuer gefangen. Um nicht in den Flammen den sicheren Tod zu finden, ergriffen nun die im Gebäude wohnenden Beamten sammt ihren Familien die Flucht, was geradezu einen erbarmungswürdigen Anblick darbot. In der That, wer diese Scenen miterlebte, wer Zeuge jener erschütternden Ereignisse war, wird sie nimmer aus dem Gedächtniss verlieren. Eine Schaar wehklagender halbnackter Kinder, die grösstentheils aus den Betten aufgeschreckt worden waren und sich theilweise in Nachtkleidern befanden, beeilten sich, ihr Leben zu retten, indem sie jetzt aus den Fenstern sprangen, während die Frauen und das übrige Gesinde durch das Thor des Gebäudes, die Beamten und Finanzwächter aber rückwärts durch den Liniengraben zu entkommen suchten! Den Schluss dieser Scene bildete das Ausreissen der Gascandelaber. Man brachte eine Holzaxt herbei und hieb die an der Linie stehenden beiden grossen Gascandelaber um, und zündete das Gas an, das jetzt armdick hervorströmte und die Gegend ringsum taghell erleuchtete. Nun erst zog die johlende Menge befriedigt gegen die Stadt zu. Dieser Zug war von den rohesten

Excessen begleitet, friedliche Bürger wurden auf offener Strasse auf das Gröbste insultirt, die Hausthore erbrochen, die Läden der Bäcker, Selcher und Greissler vollständig ausgeplündert und die Fenster an den Häusern muthwillig zertrümmert. Von der Polizei oder anderen Organen zeigte sich nirgends eine Spur und die Excedenten wurden daher nur noch übermüthiger und zerstörungssüchtiger. Die Nacht vom 13. auf den 14. März war daher für die Mariahilfbewohner eine höchst peinigende und angstvolle, und erst die späteren Tage brachten mehr Ordnung und Regelmässigkeit in die Sache.

Ein interessantes Bild ***sub Figur 114*** zeigt uns die Mariahilferlinie von Aussen, wie sie noch im Vormärz bestand [1]).

Figur 114. Die Mariahilferlinie von Aussen.

Kaum einige hundert Schritte rechts von der Mariahilferlinie, mitten durch die Pulsader eines reich belebten Fabriksviertels und mitten durch die Vergnügungsstrasse nach dem schönen Schön-

[1]) Das Bild von Gerstmeyer nach der Natur gezeichnet und von J. B. Calot lithographirt, zeigt uns die Mariahilferlinie noch mit jenen alten Zollschranken, wie sie vor dem Jahre 1848 bestanden; der Liniengraben rechts besteht noch heute, während der Graben zur linken vollständig verschwand. Die Staffage entspricht dem Costume der letzten dreissig Jahre und die Hofequipage des Kaisers mit den beiden Vorreitern und den obligaten sechs Schimmeln, ruft uns eine, den Wienern sehr häufige und gewiss liebe Erscheinung ins Gedächtniss! Im Hintergrunde sehen wir die »Aegydikirche« von Gumpendorf und die üppigen Gärten und Getreidefelder nächst dem Linienwalle, die nun auch alle verschwinden.

brunn, erhebt sich hinter reizenden Parkanlagen eine grossartige lichtvolle Halle, die uns schon durch ihre malerische Schönheit und perspectivischen Reize auf den ersten Blick überrascht. Besonders fällt uns die lang gestreckte stylvolle Hauptfront in die Augen, die von vier schönen Thürmchen flankirt wird, dann die hohen Bogenfenster und das stolze Portal, das ober dem breiten Stiegeneingange kühn postirt ist; vor Allem aber jene prächtigen überlebensgrossen Steinfiguren und Gruppen, die in Mitten der Attika schon von Weitem uns zu begrüssen und einzuladen scheinen!

Es ist dies der Westbahnhof, jener neueste und grösste der Wiener Bahnhöfe, dessen Eisenschienen durch das herrliche Oberösterreich und das malerische Salzburg an die bairische Grenze und durch das westliche Deutschland nach Paris führen und so mit Recht dieser Bahn den Namen „Westbahn" verleihen! Ueber die Gründung und den Aufbau dieser Bahn und ihres Wiener Bahnhofes mag Folgendes in Kürze erzählt werden.

Der Westbahnhof.

Das Bedürfniss eine Westbahn in Oesterreich ins Leben zu rufen, fällt in jene merkwürdige Zeitperiode zu Anfang der Fünfziger-Jahre, wo man die Nothwendigkeit einzusehen begann, die Handelsverbindungen mit Deutschland und den Rheinprovinzen zu begünstigen. Dieser Gedanke rief nun Männer von praktischem Wissen und technischer Erfahrung an die Spitze, welche sich bereit erklärten, ein solches Unternehmen zu verwirklichen.

Vorerst war es der preussische Commercienrath Herrmann Dietrich Lindheim, der für die Sache Propaganda machte und auch für die Vorarbeiten zur Gründung einer solchen Westbahn um eine Concession einschritt. Am 8. März 1856 langte mit Allerhöchster Entschliessung die Bewilligung zur Erbauung der „Elisabethbahn" herab, und nun nahm Lindheim den Generalconsul zu Hamburg, Herrn Ernst Merk als Mitbegründer zu sich, und beide bildeten für die technischen Vorarbeiten ein provisorisches Comité, dem sich noch vier andere einflussreiche Persönlichkeiten aus der Finanzwelt anschlossen, es waren dies S. M. Rothschild in Wien, Löbbeke in Breslau, Simon Oppenheim in Cöln und F. J. Schmidt in Hamburg. Endlich langten die unterm 21. Juni 1856 Allerhöchst genehmigten Statuten herab und die obigen sechs Gründer übertrugen nun ihre Concession einer Actien-Gesellschaft und das bisherige Provisorium löste sich in einen aus 15 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrath auf [1]).

Mit 1. August 1856 begannen die Erdarbeiten und es wurde mit der circa 25 Meilen langen Strecke von Wien nach Linz der Anfang gemacht und dabei mit so rastlosem Fleisse

[1]) Es sind für den Charakter der Unternehmung jene 15 Mitglieder der obigen Actien-Gesellschaft bezeichnend. Dieselben waren: Constantin Graf Wickenburg als Präsident der Gesellschaft; Theodor Hornbostel als Vice-Präsident; dann Wilhelm Boschan, k. k. Börsenrath und Grosshändler in Wien; Anton Edler v. Dück, k. k. Rath und Präsident der nieder.-österr. Handels- und Gewerbe-Kammer in Wien; Hector Graf Gallenberg, k. k. wirklichen Kämmerer in Wien; Ernst Merk, k. k. Notar und Generalconsul in Hamburg; Ernst Lindheim, k. k. priv. Grosshändler in Wien; F. E. von Löbbeke, königl. preuss. geheimer Commercienrath in Cöln; Friedrich Schey, grossherzoglich hessischer General-Consul und k. k. priv. Grosshändler in Wien; Eduard Schneefuss, General-Inspector der H. D. Lindheim'schen Berg- und Hüttenwerke in Wien; Mathias Schönerer, Civil-Ingenieur und technischer Consulent der k. k. priv. österr. Credit-Anstalt in Wien; Doctor Josef Neumann, k. k. Rath in Wien; Simon Oppenheim, königl. preuss. Commercienrath in Cöln; Franz Freiherr von Sommaruga, Sectionsrath im k. k. Finanz-Ministerium in Wien und endlich D. L. Stein, k. k. Professor in Wien; die technische Leitung war dem Carl Keissler, kaiserl. Rath und Bau- und Betriebs-Director übertragen worden, der bereits früher schon bei der Staatsverwaltung die Stelle eines Ober-Inspectors bekleidete.

gearbeitet, dass schon in den ersten Tagen des November 1858 mit den Probefahrten begonnen werden konnte. —

Am 19. November 1858, am Namensfeste der Kaiserin Elisabeth, erhielt die den allerhöchsten Namen tragende Bahn durch den Weihbischof Doctor Zenner, die kirchliche Weihe und schon am 21. desselben Monats unternahm der Verwaltungsrath unter Begleitung des Handelsministers Ritter von Toggenburg die erste Eröffnungsfahrt, worauf dann die Bahn schon am 15. December 1858 dem allgemeinen Verkehre und dem regelmässigen Betriebe übergeben wurde.

Somit war eine wichtige Verkehrsader für Oesterreich eröffnet und es handelte sich hauptsächlich darum, diese einmal eingeschlagene Richtung auf das rascheste und zweckmässigste weiter fortzusetzen. Der Gesellschaft gelang es auch in der That, den Ausbau so energisch zu fördern, dass schon ein Jahr darauf, am 1. September 1859, die 5 Meilen lange Strecke von Linz nach Lambach, und am 12. Februar 1860 die weitere $5^1/_2$ Meilen lange Strecke von Lambach nach Frankenmarkt eröffnet werden konnte, zugleich wurde auch an dem Weiterbau nach Salzburg Hand angelegt und es gelang der Gesellschaft, die erste Locomotive schon am 25. Mai 1860 von Wien nach Salzburg abgehen zu lassen.

So wurde es denn möglich, dass die „Elisabethwestbahn" alsbald bis an die bairische Grenze, und durch einen regelmässigen Anschluss der ausländischen Bahnen auch nach Deutschland und die Rheingegenden gelangte, und den Weg von Wien nach Paris in 37 Stunden, folglich den Weg gegen die bisherige Eisenbahnverbindung auf einer um 75 Meilen kürzern Strecke zurücklegte!

Sonach verdient die Elisabethwestbahn mit Recht eine „europäische Centralbahn", eine der wichtigsten Verkehrsadern genannt zu werden, welche die grössten Bahnäste und wichtigsten Verkehrspunkte des Continents zusammenknüpft und näher bringt, welche den Ost mit dem West vereinigt und so zur Förderung der Cultur, zur Förderung des wirthschaftlichen und geistigen Lebens in Oesterreich Wesentliches beiträgt!!

Dieser edlen und wichtigen Aufgabe bewusst, wurde auch der „Wienerbahnhof" dem bedeutenden Zwecke entsprechend, in vollkommen würdiger Weise erbaut!

Der Bahnhof ist einer der schönsten seiner Art, eine Zierde der Kaiserstadt, gleich wie ein Schmuck seiner nächsten Umgebung. Von diesem Baue kann man in Wahrheit sagen, dass derselbe ebenso dem Soliden, wie dem Eleganten in gleichem Masse Rechnung trägt. Schon die perspectivische Schönheit der Conception, der malerische Hintergrund, mit seinen landschaftlichen Reizen, sowie der stylvolle Einklang des ganzen Aufbaues, machen ihn zu einem der schönsten und elegantesten Bahnhöfe Wien's.

Eine Abbildung ***sub Figur 115*** zeigt uns die gegen die Schönbrunnerstrasse gekehrte Hauptfront des Bahnhofs; von dieser Seite präsentirt sich derselbe am effectvollsten und die figuralen und ornamentalen Ausschmückungen zeigen sich von dieser Seite am vortheilhaftesten. Schon von Weitem wird man die Bildsäulengruppen gewahr, die von der Attika des Portals auf uns herabblicken. Sämmtliche Figuren sind überlebensgross (8 Schuh hoch) und tragen den Stempel geistreicher Auffassung und tüchtiger Conception, sie sind aus der kunstgeübten Hand Meixner's hervorgegangen.

Hoch oben über dem Portal sehen wir die Austria und Bavaria in sitzender Stellung, sich die Hände reichen, gleichsam symbolisch die Vereinigung der beiden Länder Oesterreich und Baiern zur gleichen Unternehmung bereit! Ueber sie hält ein Genius die Friedenspalme, als Hinweis, dass derlei wichtige Unternehmungen (wie es

eine Westbahn ist) zu den Segnungen des Friedens gehören, da sie den Handel, die Gewerbe, den Feldbau, die Volksbildung fördern und dadurch den Wohlstand des Volkes heben!! Am linken Ende der Attika erblicken wir eine Gestalt, den „Occident" allegorisirend, wie er die Tagesfackel verlöscht und mit der Hand nach dem Abendstern weist! Am entgegengesetzten Ende der Attika sehen wir ebenfalls eine allegorische Figur, den „Orient", mit der geschwungenen Fackel des Lichts! Seitwärts vom Orient, gegen die Mittelgruppe, den „Handel" mit seinen Emblemen und auf der anderen Seite die „Industrie" mit ihren Erzeugnissen, weiter rückwärts die „Mechanik" und rechts die „Telegraphie," alle sinnbildlich dargestellt. Gegen die Stadtseite erregt auf der Höhe des Stirngebäudes eine andere Gruppe die Aufmerksamkeit der Beschauer, es ist dies der habsburgische Löwe, auf seinem Rücken einen Genius tragend und ein grösseres Wappenschild haltend, darauf das kaiserliche Wappen von den kleineren der

Figur 115. Der Westbahnhof.

Kronländer umschlungen, gleichsam eine Symbolisirung des Wahlspruches unseres Kaisers Franz Josef I. „Viribus unitis".

Als besondere Zierde wurde im Innern des Vestibuls aus cararischem Marmor in ganzer Figur die Statue der Kaiserin Elisabeth, deren Namen die Bahn trägt, aufgestellt, ein Werk des genialen Hans Gasser!!

Ausser diesen plastischen Kunstwerken verdienen noch besonders vier Porträt-Büsten des Wartesaales genannt zu werden. Sie sind ausser ihrem Kunstwerthe noch überdies von hohem Interesse, da sie Vier jener bedeutenden Männer darstellen, die auf das Eisenbahnwesen den wichtigsten Einfluss übten, nämlich: „Watt", den eigentlichen Meister der Dampfkraft; „Stephenson", den Erfinder der ersten Locomotive; „Gerstner", den Erbauer der ersten Eisenbahn in Oesterreich; und „Hans Christian Oersted", jenen gelehrten Dänen, der zuerst die Gesetze des Elektromagnetismus als Grundlage der Telegraphie erkannte. — Die Personenhalle umfasst, nebst den vier Geleisen, noch zwei geräumige Seitenperrons und drei Mittelperrons und wird ohne

Zwischenstützen mittels einer freien Eisenconstrution überdeckt, und erhält ihre Beleuchtung theils seitlich aus den angrenzenden Gärten und Höfen, theils durch eine in der vollen Länge der Halle durchlaufende bis zur halben Dachbreite reichende Oberlichte, welche mit Tafeln von starkem Gussglas gedeckt ist.

Was die bauliche Eintheilung dieses Bahnhofes betrifft, so ist der ganze Gebäudecomplex in zwei nahezu symmetrische Hälften getheilt, wovon die der Schönbrunnerstrasse zugekehrte Hälfte den Abreisenden, und die der Schmelz zugewendete den Ankommenden gewidmet ist. Demgemäss ergab sich auch die übrige Vertheilung und Ausnützung des Raumes, wie von selbst. In den vorderen Trakt für die Abreisenden wurden daher die „Cassen" zur Lösung der Fahrbillete, ebenso auch die drei Wartesäle, die Restauration und die Localitäten für die bei dem Abgange der Züge betheiligten k. k. Post- und Polizei-Organe placirt; auf der entgegengesetzten Seite, für die Ankommenden dagegen, die Gepäcksausgabe und ein grosses Ausgangs-Vestibul zur Vermittlung eines rascheren Abganges der Reisenden postirt. Um ferner den Ankommenden auch bei ungünstiger Witterung den geschützten Zutritt zu den Fahrgelegenheiten zu ermöglichen, wurde längs der ganzen Gebäudefront ein gedeckter Corridor angebracht, von welchem aus alle Reisende gleichzeitig und bequem und vor Wetter geschützt zu ihren Wagen gelangen können.

Die rechtseitige Front der Personenhalle wird durch ein Gebäude gebildet, in welchem sich ebenerdig die Departements für den Allerhöchsten Hof mit getrennten Zugängen und Abgängen, und in den oberen Stockwerken die Directions-Bureaux befinden, während die den Bau flankirenden vier Eckpavillons zu Wohnungen für Beamte und auch für Betriebs-Bureaux verwendet werden. Auf diesem Plateau befinden sich ausser dem erwähnten Personen-Aufnahmsgebäude noch ausgedehnte und sehr geräumige Werkstätte-Anlagen, Heizhäuser, Magazine, Wagenremisen, Beamtenwohnungen und eine eigene Gasfabrik.[1])

Wir sehen also, dass dieser Bahnhof mit seinen Nebengebäuden ein ebenso schönes als praktisches Ganze bildet, wobei sowohl für die Bequemlichkeit der Reisenden, gleich wie für die Bedürfnisse der Bahngesellschaft, in ausgiebigster Weise gesorgt wurde, wie dies bei keinem der anderen Wiener Bahnhöfe der Fall ist!

Seit dem 21. November 1858, als dem Eröffnungstage der Westbahn sind zweiunddreissig Jahre verflossen, und es hat sich jetzt schon diese Bahn als eine europäische Hauptbahn vollkommen bewährt, denn sie knüpfte seitdem grosse Hauptäste und Hauptverkehrspunkte des Continents zusammen, vereinigte den Osten mit dem Westen, rückte wichtige Handelsplätze und Länder näher aneinander, und steigerte so das materielle Wohl aller Völker Oesterreichs!!

Auf ihrem Zuge von Wien nach St. Pölten und weiter über Linz nach Wels zweigt sie sich nach Passau und Salzburg ab, schliesst sich den bairischen Bahnen an, und

---

[1]) Sämmtliche Haupt- und Nebengebäude auf diesem Plateau dehnen sich fast über den ganzen Raum von der Linie an bis zu dem letzten Bauobjecte der Bahn (der Penzinger Brücke) aus. Der gesammte Complex der Gebäude erstreckt sich somit in einer Länge von achthundertundsiebzig Klaftern, und zur Herstellung des Bahnplateaus war eine Erdbewegung von circa 62.000 Cubikklafter erforderlich. Die Gebäude zusammen nehmen einen verbauten Flächenraum von 6.858 Quadratklafter ein, und sind mit einem Kostenaufwande von 1,146.507 Gulden errichtet worden.

Die Hauptwerkstätte ist vollständig ausgerüstet, sowohl zu Reparaturen an Fahrbetriebsmitteln, Oberbaubestandtheilen und Inventarial-Gegenständen, als auch zur Erzeugung neuer Maschinentheile und Wägen, von welch' letzteren bisher eine grosse Anzahl gebaut und in Verkehr gegeben wurden. — Die einzelnen Abtheilungen des Werkstätten-Complexes sind derart gruppirt, dass das Maschinenhaus in der Mitte der Anlagen steht, und auf der einen Seite sämmtliche Metallbearbeitungs-Abtheilungen sammt dem Locomotiv-Montirungsraume, auf der anderen Seite jene für Holzbearbeitung, Wagenmontirung und Lackirerei situirt, und mit Hilfsmaschinen, neuester Construction, versehen sind.

berührt so drei der gesegnetsten Kronländer der Monarchie, und durchzieht Gegenden, die in ihrem Reichthum und an landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen, durch ihren ausgedehnten Waldstand, durch ihre mächtigen Kohlen-, Erz- und Salzlager die wichtigsten Interessen aneinander ketten. Die lebhafte Fabriksthätigkeit Wiens, die grossen Getreidemärkte Niederösterreichs, der schwungvolle Brenn- und Bauholzhandel des rechten Donauufers, die mächtigen Kohlenflötze (insbesondere der Braunthaler Actien-Gesellschaft), die weltberühmten Erzlager Obersteiermarks und Salzburgs, der Salzreichthum, des darnach benannten Salzkammergutes, sie alle fallen in die unmittelbare Trace, oder in die nächste Verkehrszone der Westbahn!!! — —

Dabei durchläuft diese Bahn Ländergebiete von höchst pittoresker Schönheit, Länder, die schon früher durch ihre landschaftlichen Reize und ihre Naturheilkräfte jährlich Tausende von Besuchern in immer wachsender Anzahl heranzogen, deren Frequenz aber jetzt durch die Bequemlichkeit einer Eisenbahn-Verbindung noch unendlich mehr gesteigert wird! Die Bahn führt ferner den Reisenden bis hart an die Pforten des herrlichen Salzkammergutes, mit dem reizenden „Ischl“ und dem heilkräftigen „Gastein“ und bis an das Herz des nicht minder malerischen Salzburgs und eröffnet im Anschlusse an die Linz-Budweiser Bahn, den Weg nach dem gewerbreichen südlichen Böhmen, und von Salzburg aus nach dem herrlichen Tirol und nach der Schweiz und über Innsbruck nach Italien!

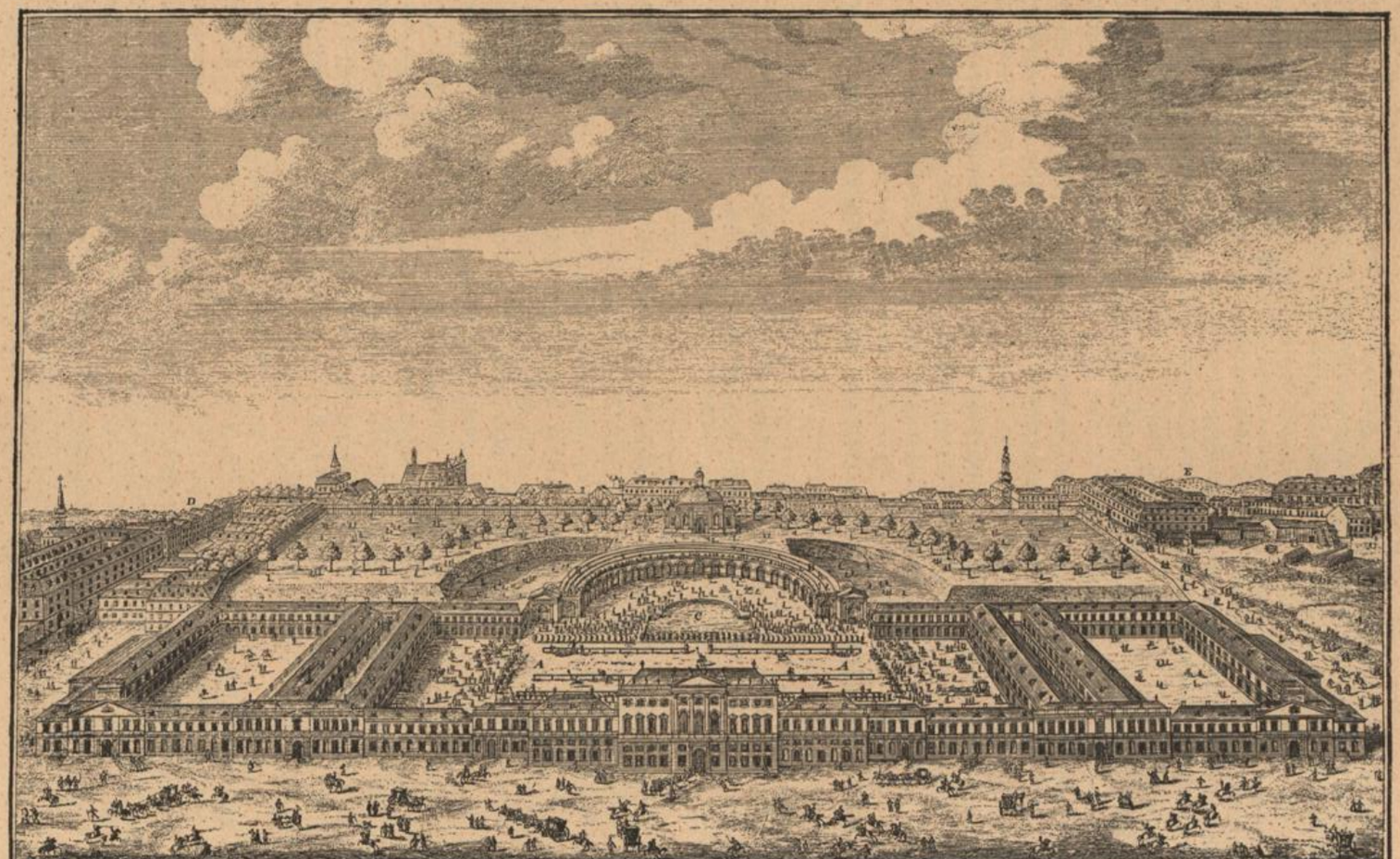
Die Kaiserin Elisabeth-Bahn oder (wie sie jetzt genannt wird) „Westbahn“ verdient daher mit Recht „eine europäische Centralbahn« par excellence genannt zu werden, und ihre segenbringenden Früchte werden sich auch in Zukunft bewähren, und die kühnen Hoffnungen werden sich erfüllen, die man in selbstbewusstem Stolze gleich Anfangs, bei ihrem Beginne, an sie geknüpft hat!!!

Ehe ich dieses Capitel schliesse, will ich noch jene Häuser besprechen, welche auf der rechten Seite der Mariahilferstrasse sich befinden und nach der neuen Bezirkseintheilung zum siebenten Bezirke (Vorstadt Neubau) gehören. Die wichtigsten derselben sind:

Der kaiserliche Marstall Nr. 185 und 186 (neu 2), identisch mit Hofstallstrasse 4.

Der prachtliebende Kaiser Carl VI. liess sich im Jahre 1725 für seine Pferde und Hofwägen einen eigenen grossartigen Hofstall erbauen. Josef Emanuel Fischer v. Erlach führte den imposanten Bau in geschmackvollem Style aus. Sechshundert Pferde und mehr als 200 Carrossen und Gala-Wägen, die grosse Jagd- und Sattelkammer, nebst allen kostbaren Pferdegeschirren, sollten hier untergebracht werden. Das Gebäude sollte einen Mittel- und mehrere Seiten-Trakte, ein Amphitheater für die Zuseher bei Carroussel-Productionen, einen grossen Hof und zwei Nebenhöfe, eine Pferdeschwemme und einen Garten mit einer Capelle in sich fassen. Dann sollte das Ganze so gebaut sein, dass man mit allen Wägen durch sämmtliche Höfe mitten hindurch bei einem Thore hinaus, und bei dem anderen wieder hinein fahren könnte. — Die herrliche Front musste gegen das Burgthor aufgestellt sein. — Leider erlaubten es die Räumlichkeiten nicht, dem ursprünglichen Plane auch im Innern treu zu bleiben, wie dies aus einem Vogelperspectivplan Fischer von Erlach, ***sub Figur 116*** zu ersehen ist.[1])

[1]) Die Ansicht, von Josef Emanuel Fischer von Erlach gezeichnet und in Kupfer gestochen, datirt aus dem Jahre 1725; sie zeigt uns das umfangreiche Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung, von der Stadtseite aus besehen. Die Hauptfront mit ihrem Mitteltrakte und Seitentheilen, ist wohl im Wesentlichsten noch dieselbe geblieben. Interessant ist der



Prospect des Grossen Neüen Kayss: Stalls vor 600 Pferde, welcher anjezo im bau begriffen ist. A. der grosse Hoff ein Carrousel darinn zuhalten. B. amphiteatrum vor die Zuschauer, unter deszen arcaden, die wagen Schuppfen sind. C. die Pferdt Schwemme. D. die vorstadt Leimgruben. E. vorstadt St. Ulrich.

Vue du grand Bâtiment nouveau des Ecuries Imperiales, pour 600 chevaux, que l'on bâtit actuellement. A. la grande Cour pour le Carrousel. B. L'Amphiteatre pour les Spectateurs, Sous les Arcades duquel Sont les remises de Carosses. C. L'abbreuvoir des chevaux. D. le Fauxbourg nommé Leimgruben. E. Faubourg St. Ulric.

Fischers Vid. Cum Priv. Sac. Cas. Maj.

Figur 116.

Der kaiserliche Marstall aus dem vorigen Jahrhundert.

Noch gegenwärtig befindet sich hier die kaiserliche **Jagd- und Sattelkammer**, in welcher die kostbarsten Pferdegeschirre aufbewahrt sind. Der Gang im zweiten Stockwerke ist mit Hirschgeweihen geziert, die noch von den Hofjagden aus den Zeiten Kaiser Carl VI. stammen. In den sogenannten **„Wagenschupffen"** wurden auch die kaiserlichen „Hof- und Krönungswägen" aufgestellt, die noch heute in den Wagen-Remisen aufbewahrt sind. Sie bilden den interessantesten Theil der Sammlung und sind auch historisch interessant, denn sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert, und geben uns einen deutlichen Begriff von der Grossartigkeit der Ausstattung und dem Luxus, mit welchem diese Wägen in der Regel geziert waren. Die Wägen, deren sich noch Carl VI. und Maria Theresia bei Ausfahrten bedienten, waren von colossaler Grösse und strotzten von Gold, die **„Carrossen"** (wie man damals die kaiserlichen Equipagen nannte) bildeten ein Haupttheil des öffentlichen Interesses, indem das Publikum denselben stets grosse Aufmerksamkeit schenkte; und es gehörte förmlich zu einem Theil des Hofceremoniells, wie und wann der Kaiser von diesen **„Hof-Carrossen"** Gebrauch machen wollte. Die Regeln und Vorschriften bei **Aus- und Auffahrten**, bei **Feierlichkeiten und Krönungen**, bei **Schlittaschen und Pirudschaden**, oder bei gewöhnlichen **Jagd- und Land-Ausflügen**, waren sehr umständlich und man unterschied genau zwischen **Fahrten innerhalb der Stadt**, oder **à la Campagne**. Bei Ausfahrten in der Stadt bediente sich der Kaiser grösserer Galawägen und sass in diesem Falle der Kaiserin vis-à-vis, der Leibkutscher musste am Kutschbock sitzen, hatte einen gelben Sammtwanst mit weissem Pelzwerk ausgeschlagen und eine gelbe Mütze mit weissen Federn, die Vorreiter dieselbe Kleidung; eine solche Ausfahrt war ein grossartiger Anblick und glich einer förmlichen Procession, die sich nur im langsamen, feierlichen Tempo fortbewegte. Die **Arcieren-Trabanten-Leibgarden** mussten den Kaiser begleiten und zu beiden Seiten des Wagens stets nebenherschreiten, auch die Kammerherren und andere Vornehme des Hofes in spanischer Tracht nebenherreiten. Ging aber die Fahrt aus der Stadt hinaus (à la Campagne), dann nahm der Kaiser stets den Hauptsitz im Wagen ein und die Kaiserin sass ihm zur Seite, der Leibkutscher ritt auf dem Pferde, die Hofherren begleiteten den Kaiser nur in gewöhnlicher deutscher Kleidung zu Pferde. Alle Carrossen wurden stets von sechs Pferden gezogen. Die übrigen kaiserlichen Wägen, in denen die Hofdamen fuhren, hatten ebenfalls ein Gespann von sechs Pferden und wurden von den Kutschern auf dieselbe Art gefahren, wie der Leibwagen; nur den gewöhnlichen **„Hof-Kammermenschern"** gebührten zwei Pferde. Eine andere Fuhrgelegenheit bildeten auch die **Tragsänften**, die mit eigenen Tragthieren und Mauleseln bespannt waren. Noch unter Leopold I. und Carl VI. waren diese Tragthiere in der Kumpfgasse Nr. 5 in dem sogenannten **„Sänftenstallhaus"** und die übrigen Pferde theils in der **alten „Stallburg"**, theils im **Kleperstall** in der Teinfaltstrasse Nr. 6 (wo sich eine Remise für die „Staatscarrossen" befand) untergebracht. Erst im Jahre 1725, als Carl VI. das neue Hofstallgebäude erbauen liess, verlor das Sänftenhaus seine Bedeutung, und wurden sämmtliche Bürger Wiens, mit Verordnung vom Jahre 1723, von der üblichen Einquartierung ärarischer Pferde für immer befreit, und die Sänften sowie die übrigen

---

grosse Hof in der Mitte. Hier stehen zu beiden Seiten Schränke aufgestellt, wo innerhalb derselben grossartige „Carroussel-Spiele" aufgeführt werden sollten. Weiter rückwärts zeigt sich in der Mitte des Bildes im Halbkreise eine Art »Amphitheater für die Zuseher, in dessen Arcaden sich die Wagen-Remisen (damals »Wagenschupffen« genannt) befinden sollten, jedoch kam das Ganze nicht zur Ausführung. Den Hintergrund des Bildes nimmt ein mit Bäumen bepflanztes Plateau ein. Rechts sehen wir die Vorstadt St. Ullrich und links die Laimgrube. Das Glacis ist noch stark verödet und zeigt bedenkliche Hügel und Furchen. Zu bemerken ist noch schliesslich, dass das vorstehende Bild als ein Project zu betrachten ist, welches nur zum Theil zur Ausführung gelangte. Die Innenräume gestatteten es eben nicht, die von Kaiser Carl VI. grossartig entworfenen Pläne in allen ihren Theilen durchzuführen.

Pferde und Maulthiere (damals 200 an der Zahl) in das neue Hofstallgebäude nach Mariahilf untergebracht.[1])

Im Jahre 1845 wurde das Hofstallgebäude in allen seinen Theilen renovirt und die Hauptfaçade ausgebessert, wie dies auf ***Fig. 117*** ersichtlich ist.[2]) Das Gebäude ist übrigens noch in manch anderer Beziehung historisch merkwürdig; so z. B. befand sich 1683 während der zweiten Türkenbelagerung in der Gegend hinter diesem Gebäude das grosse Zelt Kara-Mustaphas und bei der Beschiessung Wiens durch die Franzosen bildete es im Jahre 1809 das vorzüglichste Bollwerk und litt auch am meisten durch Beschiessung von der Stadt aus.

Das Haus zur rothen Bretze Nr. 183 (neu 16).

Dieses kleine unansehnliche uralte Gebäude hatte seinen etwas sonderbaren Namen von dem Hausschilde **„zur rothen Bretze“**, welches schon zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung hier bestanden haben soll, und den Beweis liefert, wie die „Bretze“ bereits damals ein Lieblingsgebäck der Wiener war.

Dieses Gebäck datirt aber nachweisbar aus noch viel früheren Zeiten, nämlich aus der Zeit des XV. und XVI. Jahrhunderts, wo sich die Klöster allgemein mit dem Religionsunterrichte der Kinder befassten und die Geistlichkeit ihren kleinen Schülern zur Belohnung für das Erlernen gewisser kurzer Gebete (die sie **„Preciuncula“** nannten), dieses Backwerk als Geschenke verabreichten. Nach diesen Gebeten, welche die Klostergeistlichen selbst verfassten und von ihren Schülern besonders zur Advent- und Fastenzeit in der Kirche absingen liessen, nannte man auch das den Kindern verabreichte Backwerk **Preciunculum** oder **Precium**, **„Bretze“** oder Wienerisch **„Bretzel“**. Es war in der Regel ein kleines ringförmiges Gebäck, aus feinem Weizenmehl, dessen beide Enden übereinandergebogen sich kreuzten und die beiden Seiten des Ringes wieder berührten; die „Bretzeln“ wurden in früheren Zeiten in der Regel nur zur Fasten- und Adventzeit gebacken und als ein Geistliches Brod betrachtet, daher sie auch öfter „Klosterbrod“ oder „Pfaffenbrod“ benannt wurden und selbst die Form des Gebäckes, nämlich das Kreutz in der Mitte, noch heute auf ihren geistlichen Ursprung deutet. Uebrigens haben diese Bretzeln an Beliebtheit bei den Wienern nichts eingebüsst, denn noch zu Anfang dieses Jahrhunderts finden wir ein Dutzend Häuser, welche die „Bretze“ als Hausschild benützten und noch immer benützen, wie dies z. B. bei dem Hause Nr. 244 am

Fig. 117. Der kais. Marstall in neuerer Zeit.

---

[1]) Das im Rücken der Burg zwischen dem Josefsplatz und dem Michaelergebäude gelegene umfangreiche **Hofstallgebäude** liess Ferdinand I. niederreissen und auf dessen Grund eine neue Burg für seinen aus Spanien kommenden Sohn Maximilian II. und dessen Gemalin Maria (Tochter Carl V.) erbauen, daher dieser Theil der Burg noch heute **„Stallburg“** genannt wird.

[2]) Das Bild ist dem Graf Vasquetz'schen Randvignetten entnommen und zeigt uns den kais. Marstall mit der der Hofburg zugekehrten Hauptfaçade.

Neubau, oder bei jenem Nr. 139 in der Josefstadt, oder bei dem Hause Nr. 13 in Altlerchenfeld der Fall ist. Noch heute finden wir in Wien öffentliche Bretzelverkäufer, die an Strassenecken stehen und an langen Holzstangen eine Menge solchen Gebäcks feilbieten.

Die k. k. Ingenieur-Akademie, heute k. und k. technische Militär-Akademie Nr. 185 und 186 (neu 22 und 24)

(identisch mit Stiftgasse Nr. 2 und Siebensterngasse Nr. 10).

Die bescheidenen Anfänge der heute so glanzvollen Militär-Akademie reichen bis in das Jahr 1663 zurück.

Um diese Zeit treffen wir in Wien einen Mann, der nach einem vielbewegten Leben, nach mühevollem Ringen und Sorgen, und nachdem er Titel und Würden und ein grosses Vermögen zusammengebracht, vereinzelt am Rande des Grabes stand, ohne Frau, ohne Leibeserben, ohne dem Glück der Familie, ohne dem Glück stiller Häuslichkeit. Trübe und wehmuthsvoll blickte er jetzt auf seine lange Laufbahn zurück und sah sich um den ganzen Lohn seines Lebens betrogen! „Für wen sollte ich mich gemüht, für wen gearbeitet haben? Wer sollte der Erbe meines grossen Vermögens werden? So fragte er sich und so fragten auch alle Freunde und Bekannten in der Stadt. —

Dieser arme Reiche war Niemand anderer, als der berühmte **Hofkammerrath Johann Conrad von Richthausen, Freiherr von Chaos**, der sich aus schlichten Verhältnissen zu hohen Staatswürden emporzuheben wusste. Sein Vater war **Johann Richthausen**, „bürgerlich Handelsmann in Wien, **zunächst des Stefans-Freithofs** im Materialistengewölbe **zum goldenen Einhorn**“ (merkwürdigerweise befindet sich dieses Droguengeschäft noch heute mit demselben Schilde an derselben Stelle wie damals), und seine Mutter war die Tochter eines einfachen Wiener Bürgers. Durch Geschicklichkeit, Fleiss und Ehrenhaftigkeit des Charakters brachte er es bis zum **k. k. Hofkammerrath, obersten Kammergrafen und Erb-Münzmeister** in Oesterreich und wurde in den Freiherrnstand erhoben.

Ein stehender Zug seines Charakters war die kindliche Liebe und Verehrung, mit der er an seinen Eltern hing, besonders aber an seiner Mutter, für die er die zärtlichste Liebe bewahrte, ein Gefühl, das ihn bis zu seinem Tode nicht verliess und ihn stets leitete und auch am Ende seiner letzten Lebenstage veranlasste, sein in allen Stücken höchst merkwürdiges Testament am 2. Februar 1663 in jenem wohlwollenden Sinne zu verfassen, wie wir dies gleich weiter hören werden.

Aus dem Tagebuche des Herrn **Adam von Grundemann**, dem wir diese Aufklärung verdanken, erfahren wir nämlich, dass Grundemann ein langjähriger Freund Richthausen's war, und dass sich letzterer öfters mit ihm besprach, wer denn eigentlich das Vermögen erben sollte. Grundemann erzählt weiter, er habe Richthausen öfter in dessen Wohnung besucht, und ihn in letzterer Zeit krank und sehr melancholisch angetroffen. Nur wenn er von seiner Mutter sprach, wurde es licht in seiner umdüsterten Seele, und das Auge feuchtete sich. Bei seinem letzten Besuch am 2. Februar 1663 fand Grundemann ihn in besonders wehmüthiger Stimmung. Sehen Sie — rief er unter andern aus — **ich verdanke ja Alles meiner Mutter, das „Schlimme“, wie das „Gute“. Ich habe den Jähzorn und das aufbrausende Wesen mit ihr gemein, aber auch ihr gutes Herz und die Fähigkeit rasch wieder zu vergessen und zu verzeihen. Obwohl sie mich nicht verstehen konnte, so ahnte sie doch mein Wesen und nahm mich immer in Schutz. Lieber erduldete sie selbst etwas hartes, als daß sie mich preisgegeben hätte. Immer wird ihr liebes Bild in aller mütterlicher Heiligkeit vor meiner Seele stehen und mich schützen, beschwichtigen, trösten und mich zu allem Edlen und Guten ermuntern. Sehen Sie —**

hier wies Richthausen ein vergilbtes Schreiben vor — dies ist der letzte kostbare Brief meiner seligen Mutter, und der mir heute Morgens zufällig wieder in die Hände fiel. Sie ermahnt mich darin, ich solle der Armen und Hilflosen stets gedenken, mich ihrer annehmen und erbarmen, und ihnen helfen, so wie ich nur kann, Gott würde es mir schon doppelt lohnen. Sehen Sie — setzte er hinzu — jetzt, wo ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, jetzt kommen mir diese mütterlichen Mahnungen sehr zu statten! Denn ich ging heute Morgens mit dem Gedanken um, mein Testament zu machen. Aber wen soll ich zum Erben einsetzen? Gewiß Jene, flüstert mir mein Herz zu, die meiner Hülfe am dringendsten bedürfen; es sind dieß die „armen Kinder", die hülflos in die Welt hinausgestoßen, dem Elende preisgegeben sind, es sind dieß die armen „Waisenkinder", die „Findlinge" und die Kinder der „Hausarmen". Diese Alle sollen die Erben meines ganzen Vermögens werden, meine Universalerben, und Sie bester Freund Grundemann, sollen mein Testaments-Executor sein!!

Grundemann berichtet in seinem Tagebuche weiter, dass Richthaus noch am selben Tage (2. Februar 1663) das Testament verfasste und unterfertigte, laut welchem so viele Kinder, als das Vermögen es zulassen würde, in einem passenden Hause der Stadt untergebracht werden sollen, wo sie unter der Direction des Wiener Magistrates ihre ganze Verpflegung, Kost, Wohnung, Kleidung und die nöthige Aufsicht und Erziehung erhalten sollten [1]).

Diesem Testamente fügte er noch ein besonderes **Codizill** unterm 19. Juli 1663 hinzu, worin er aus Besorgniss für die Gesundheit seiner künftigen Zöglinge, einige vorsichtsweise Instructionen ertheilte, so z. B. verordnete er, für den Fall, als eine gefährliche Krankheit unter den Stiftlingen einreissen würde, sollen die gesunden Zöglinge von den kranken abgesondert und in einem zweiten Hause, welches eigens für diese Stiftung gekauft würde, untergebracht werden. Auch erhielt der Testaments-Executor **Adam von Grundemann** gleichzeitig den Auftrag, zu diesem Zweck auf einem gesunden Platze, auf der Laimgrube einen Grund anzukaufen und auf demselben sein Haus zu erbauen.

Schon am 6. August 1663 starb Richthausen und das Testament wurde noch am selben Tage (6. August) publicirt, und sogleich in Vollzug gesetzt und mit dem Ankaufe eines Hauses für die Zöglinge in der Kärntnerstrasse, rückwärts des Bürgerspitals (wo noch vor kurzem die heil. Geist-Apotheke sich befand), der Anfang gemacht. Die Wahl für den Grund auf der Laimgrube aber, auf welchen das zweite „Reservehaus" kommen sollte, fiel auf jenen Platz, wo heute die prachtvolle neue Stiftskaserne Nr. 22 und Nr. 24 in der Mariahilferstrasse sich erhebt.

Grundemann erbaute das Stiftshaus anfänglich nur ebenerdig, um den Betrag von 38.300 Gulden und an der Hauptfront gegen die Mariahilferstrasse prangte oberhalb des Thores auf einer Marmortafel die Inschrift:

„*Ad majus incrementum et paupertatis Solatium felicisfimis Auspiciis Joan. De Chaos Haes Cledes et Templum condi jusfit. MDCLXIII.*

Schon im Jahre 1713 bewährte sich der Nutzen dieses Reservehauses; denn in diesem Jahre brach eine furchtbare Pest aus, welcher fast die Hälfte der Stadtbewohner

[1]) Das Testament des Johann Conrad von Richthausen, Freiherrn von Chaos, vom 2. Februar 1663 lautete im Auszuge wörtlich: „Ich habe die Findel- und unerzogenen Hausarmen- und Waisen-Kinder zu Erben meines Vermögens eingesetzt und verordnet, daß zu diesem Ende eine gewisse Wohnung unter der Direction des wienerischen Stadtraths unter meinem Namen aufgerichtet und dahin so viel arme Kinder, als es das Vermögen zulassen würde, aufgenommen und mit allen Nothdursten versehen werden sollen.

zum Opfer fiel. Die Chaos'schen Stiftszöglinge aber wurden gerettet, weil ein Theil derselben in obiges Haus auf der Laimgrube übersiedelte. Im Jahre 1720 vermehrte der Administrator **Untermarschall von Aichen** die Stiftung um zwölf weitere Zöglinge. Wichtig für die Geschichte dieses Hauses bleibt auch das Jahr 1732 und 1736. Denn nach dem Tode Aichen's kam an dessen Stelle der neue Administrator **Carl Leopold von Moser** (ebenfalls **Unterlandmarschall**); er setzte im Jahre 1732 über das von Grundemann ebenerdig hergestellte Gebäude ein Stockwerk, dem er noch an der Ecke der heutigen Stiftsgasse eine Capelle des **„heiligen Kreutzes"** hinzubaute. Hiedurch verfügte das Gebäude über grössere Räumlichkeiten und Moser fand den Zeitpunkt gekommen, sämmtliche Stiftlinge der Chaos'schen Stiftung aus der Stadt in das obige neue Gebäude herüber zu nehmen und nützte den rückwärtigen weitläufigen Hofraum dadurch aus, dass er jetzt einen schönen mit Bäumen bepflanzten Garten anlegte. Vieles trug Moser auch zur Hebung dieses Institutes dadurch bei, dass er sich im Jahre 1736 mit der **Grieneriſchen Stiftung** vereinigte und den Unterricht mit der **Kriegsbaukunſt** vermehrte und so den Grund zur **„erſten Ingenieurſchule"** legte.

Georg Franz von Griener, k. k. Hofkammerkanzelliſt, ein edler Patriot und Freund der Jugend, fasste nämlich zuerst den praktischen Gedanken, dass es zwar eine Menge nützlicher Stiftungen für die Jugend gäbe, um sie für den Militärdienst vorzubereiten, aber bisher kein einziges Institut existire, in welchem unmittelbar die so wichtige Ingenieurwissenschaft gelehrt werde. Er übergab deshalb am 4. Februar 1735 der k. k. Hofkammer ein Capital von 20.000 Gulden zu einer sogenannten „ewigen Stiftung", und zwar zu dem Zwecke, dass im Vereine mit der Chaos'schen Stiftung, von den entfallenden Interessen und zum Theil von den Chaos'schen Interessen eine bestimmte Anzahl geschickter Jünglinge übernommen würden, um sie in der Ingenieurwissenschaft zu unterrichten und einen passenden Platz im Chaos'schen Garten zur Formirung eigener Laufgräben, Parapeten, Redouten etc. zu gewinnen. Natürlich sollten diese Werke ganz im Kleinen von Erde und Wasen errichtet werden.

Da nun der Chaos'sche Stiftsadministrator **Carl Leopold Moſer** und der neu hinzugekommene **Daniel Moſer** mit Herrn **von Griener** (als Stifter der Griener'schen Stiftung) in allen Stücken einverstanden waren und den Stiftsbriefentwurf am 6. August 1736 dem Kaiser Carl VI. persönlich überreichten, so genehmigte der Kaiser diese so sehr nützliche Stiftung in allen Punkten, sagte seinen persönlichen Schutz zu, und bestätigte den Stiftsbrief, indem er ihn unterm 29. December 1736 ausfertigte.

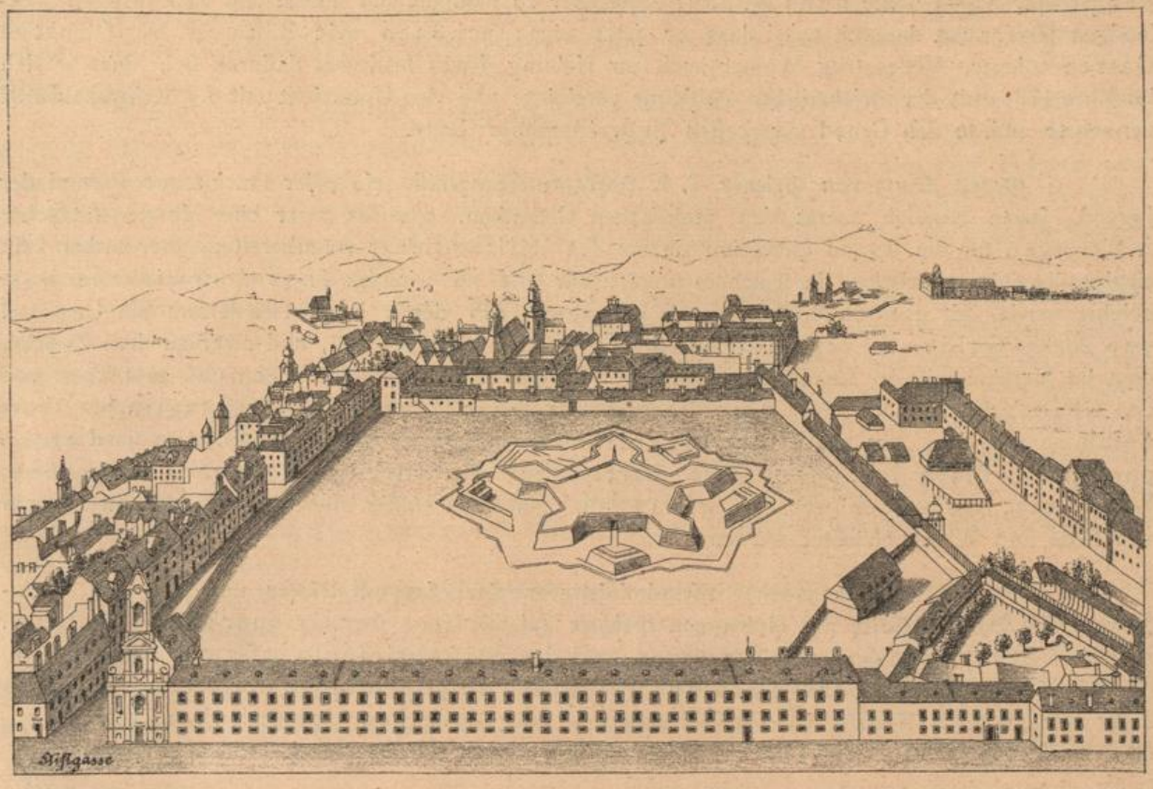
Somit war jetzt eine **„Ingenieurſchule"** gegründet, die durch volle 18 Jahre als Chaos'sche und Griener'sche Stiftung bis 1754 in diesem Gebäude unverändert aufrecht verblieb. Die Zöglinge wurden anfänglich in der Arithmetik und Geometrie und den Grundlagen der Ingenieurwissenschaften unterrichtet und perfectionirt, nachher aber in der „Mechanik" in der „Baukunst" und in den eigentlichen „Ingenieurwissenschaften". Von den Interessen der Griener'schen Stiftsgelder wurden die Professoren der Ingenieurkunst, sowie der Civil- und Militärbaukunst, dann die Exerciermeister der Militärübungen alle Quartale baar bezahlt [1]).

---

[1]) Als Curiosum sei hier bemerkt, dass laut den Rechnungsausweisen des Stiftsarchives der erste Professor jährlich 200 Gulden, die Anderen jeder 150 Gulden und die Exerciermeister für jede wöchentliche Lection von Georgi bis Michaeli 1 Gulden W. W. ausbezahlt erhielten.

Ein interessantes Bild aus dem Jahre 1739 hat sich noch erhalten, welches das Chaos'sche Ingenieurgebäude darstellt, wie es eben zur Zeit der Moser'schen Administration bereits einstöckig bestand, und dass ich hier meinen Lesern ***sub Figur 118*** beigebe. [2])

Das Jahr 1746 war für das Gedeihen und Aufblühen der Chaos'schen Stiftung besonders ereignissvoll und wichtig, denn in diesem Jahre flossen bedeutende Gelder demselben zu. — **Die Herzogin Thereſia Anna Felizitas von Savoyen, geborene Fürſtin von Liechtenſtein, Wittwe nach Herzog Emanuel von Savoyen** kaufte nämlich einen Grund und einen Theil des Hauses diesem Stifte ab, um daselbst ihre längst projectirte **„adeliche Akademie"** zu stiften.



Figur 118. Die k. k Ingenieur-Akademie aus dem Jahre 1739.

Sie baute in der Stiftsgasse von Grund aus jenes prachtvolle imposante Gebäude, das noch heute auf der rechten Seite die Front von der Ecke der Mariahilferstrasse längs der

[2]) Das Bild datirt von **Joſef Antoni Seybald** aus dem Jahre 1739, als eben in demselben Jahre die heilige Kreuz-Capelle fertig wurde. Sie zeigt sich noch mit dem einfachen stumpfen Thurm und der rückwärtige Hofraum mit der 4 Schuh hohen Mauer, welche bis 1746 längs der heutigen Stiftsgasse und Siebensterngasse lief, dann aber von der Herzogin von Savoyen verbaut wurde, wie wir später hören werden. Das Gebäude selbst ist bereits einstöckig; rückwärts im Hofe sehen wir in der Mitte jenen Platz mit allerlei Festungswerken, Parapeten, Gräben, Schanzen und Redouten besetzt, die den Schülern zur Uebung in der Kriegsbaukunst dienten. Der ganze Hofraum bildete ein unregelmässiges Viereck. Die rückwärtigen kleinen Häuser und Häuschen dienten damals als Wirthschaftsgebäude. Links im Bilde bemerken wir die Häuser der Stiftsgasse, an der linken Front bereits vollständig ausgebaut, ebenso auch die Häuser der Siebensterngasse.

Stifts- und Siebensterngasse bildet und noch heute ober dem Portale mit dem Savoy'schen Wappen geziert ist.

Dieses Institut wurde das „**Savoy'sch-Emanuelische Stift**" genannt und sollte als Akademie für adelige Jünglinge dienen. Der Schulplan war auf geistlichen Grundsätzen basirt, zum Rector ein Priester aus der „frommen Schule Jesu" und als Professoren und Aufseher durchwegs Geistliche aus dem Piaristen-Orden und nur die übrigen untergeordneten Lehrer aus dem weltlichen Stande gewählt. Die Chaos'sche Kirche an der Ecke der Mariahilferstrasse und Stiftsgasse, zwischen beiden Stiften, wurde auf das Schönste erneuert und den beiderseitigen Stiftungen gewidmet. Das Gebäude verfügte über eine grosse Anzahl von Zimmer und hatte einen grossen prachtvollen „Speisesaal", in welchem in der Mitte das Bildniss der Stifterin aus Erz aufgestellt war. Den Sockel zierte folgende Inschrift in goldenen Lettern: „*Maria Theresia d. Sabandiae Ex Pr: de Liechtenstein in. Bonum. Reip. Nata. Athenaeum Sapientiae exstcrucxit Dotavit et Legibus firmavit.*"

Ein Theil des Hofraumes wurde von der Chaos'schen Stiftung der Akademie abgetreten und ober dem Gesimse des zweiten Stockwerkes prangte an der dem Hofe zugekehrten Seite die Inschriftstafel, die noch heute besteht und wörtlich lautet: „*Maria Theresia Dux Sabandiae nata Pr. de Lichtenstein nobili juventute academiam belli et pacis magistram ut Dec. imperatri Austriae fidem et amorem armis et literis testatur extruxit et fundavit anno 1746.*"

Vom Jahre 1746 bis 1754, also durch volle acht Jahre, blieb die herzogliche Akademie mit dem Chaos'schen Stift vereint, erst im letzten Jahre (1754) fand ein Ereigniss statt, welches die Chaos'sche Stiftung in neue Bahnen lenkte.

Im Jahre 1754 mussten nämlich die Chaos'schen Stiftlinge ihr Wohnungshaus der Kaiserin **Maria Thereſia** abtreten, indem sie hier eine adelige Militärpflanzschule zu errichten gesonnen war. Die Stiftlinge aber kamen nach Währing ins sogenannte Brenner'sche Haus[1]).

Bei dieser Gelegenheit wurden jene Chaos'schen Stiftlinge, welche bereits Fortschritte in der Ingenieurclasse gemacht hatten, von den übrigen Zöglingen abgesondert und in das **Königsegg'sche** Gebäude zu Gumpendorf unter Aufsicht eines Ingenieur-Majors zur ferneren Erziehung und Ausbildung übersetzt. Dort blieben die Zöglinge durch 15 Jahre hindurch und kamen dann im Jahre 1769, als sie bereits auf 124 Köpfe angewachen und zu einer förmlichen „Akademie" herangebildet waren, in die neue **Militärpflanzſchule** der Kaiserin Maria Theresia auf die Laimgrube zurück. Von diesen 124 Chaos'schen Zöglingen wurden 48 auf kaiserliche Kosten, 42 von der **Griener'ſchen-, Jenamy'ſchen-, Rúd'ſchen-, Schellenburg'ſchen-, Mikoſch'ſchen-, Chaos'ſchen-, Mühldorf'ſchen-** und **Teuffenbach'ſchen Stiftung** erhalten, die übrigen 34 Zöglinge aber für ein jährliches Kostgeld per 220 erzogen [2]).

---

[1]) Das Brenner'sche Haus an der Ecke der Währingergasse und Glacis kam später an Grafen Theodor Batthyany und später an Kaiser Josef II., der dasselbe sammt Garten in eine »Gewehrfabrik« umwandeln liess und das noch bis in der neuesten Zeit bestand.

[2]) Alle diese acht Stiftungen trugen ihr möglichstes zur Prosperirung der von Maria Theresia neu gegründeten „**Militärpflanzſchule**" bei und wurden von einem Verwalter zu Gunsten dieser »Pflanzschule« geleitet. Die älteste Stiftung war die **Chaos'ſche** und **Griener'ſche**, von der bereits schon die Rede war, die bedeutendste nachher, war die **Teuffenbach'ſche**, nach deren Muster die Kaiserin ihren Schulplan für die Pflanzschule anordnete. Die **Teuffenbach'ſche Stiftung** hat ihren Namen von **Rudolph Freiherrn von Teuffenbach**, Feldmarschall, Geheimer Rath und Kämmerer, er befahl in seinem Testamente vom 24. Juli 1650, dass nach dem Erlöschen des Mannestammes von den Einkünften seiner Herrschaft »Dürnholz« in Mähren 16 Stiftlinge der Ingenieurakademie jährlich ein jeder mit 400 Gulden betheilt werden solle. Die **Jenamy'ſche Stiftung** hat ihren Ursprung von dem bürgerlichen Handelsmann Gervasius Jenamy, welcher in seinem Stiftsbrief vom 31. December 1739 ein Capital per 6600 fl. testirte. Die **Rúd'ſche Stiftung** stammt von dem Lehrer **Michael Rúd**, der ein Capital von 3000 Gulden widmete. Die **Schellenburg'ſche Stiftung** wurde von

Interessant ist der Einblick in den Studienplan, den die Kaiserin für ihre Pflanzschule verzeichnete. Sie wünschte, dass nur solche Lehrgegenstände genommen werden dürfen, welche in dem Teuffenbach'schen Stiftsbriefe angeführt sind [1]).

Die Kaiserin sorgte unaufhörlich für das Gedeihen ihrer Schöpfung auf das sorgfältigste, sie liess z. B. das Wohngebäude mit der Front gegen die Mariahilferstrasse renoviren, den Garten neu bepflanzen, auch die Kirche schöner herstellen und im Jahre 1772 einen neuen prächtigen Thurm bauen, der noch heute als einer der schönsten dieses Styles gilt. Die Altäre wurden mit trefflichen Bildern ausgeschmückt. Das Hochaltar besitzt noch heute zwei schöne Altarbilder aus jener Zeit. Das eine von Michael Hess stellt Maria Magdalena und Johannes dar und das zweite über demselben „Gottvater in Wolken" von Hubert Mauerer. Die Seitenaltäre wurden mit Bildern von Vincenz Fischer geschmückt.

Ein Bild aus der Zeit dieser Renovirung mit der Ansicht der Kirche und dem neuen Thurme lege ich hier ***sub Figur 119*** bei [2]).

Nach Aufhebung des k. k. Theresianums auf der Wieden, wurden die Zöglinge der Militär-Akademie von der Laimgrube in das Gebäude auf die Wieden und das Bombardier-Corps in die leergewordenen Räume auf die Laimgrube übersetzt. Als aber im Jahre 1797 das Theresianum mittelst Handschreiben des Kaiser Franz I. vom 9. August 1797 seine frühere Organisation zurückerhielt, mussten die Zöglinge der Militär-Akademie auf die Laimgrube zurück und bezogen die Räume der Savoy'schen Ritter-Akademie; um von nun an für immer daselbst zu verbleiben.

Im Jahre 1797 also vollzog sich jene grosse Wandlung, die in der Geschichte dieses Institutes immer denkwürdig bleiben wird.

Die ganze einheitliche Verfassung und Organisation dieser Anstalt war auf rein militärischen Principien aufgebaut und auf die allgemeinen Grundsätze der Gerechtigkeit und Gleichheit vor dem Gesetze basirt. Ihr Zweck war: „gute Ingenieur-Officiere zu bilden", sowohl Adelige als Nichtadelige sollten das Recht haben, sich um ein Stipendium zu bewerben; vor dem Katheder, wie im gesellschaftlichen Umgange sollte kein Vorzug des angeborenen Ranges oder Adels gelten. Fleiss und thätige Verwendung allein gaben Anspruch auf Anerkennung und Auszeichnung!

Jakob v. Schellenburg, Landmann in Krain, mittelst Testament vom 22. Jänner 1715 und Codicil vom 26. Jänner 1715 gegründet und verfügte über 100.000 Gulden. Die **Mikosch'sche Stiftung** datirt von Frau **Maria Franziska** verwitwete **Gräfin v. Mikosch**, geborene v. Hanne, welche in ihrem Testament vom 3. August 1748 für acht Ingenieurzöglinge der Chaos'schen Stiftung 16.000 Gulden widmete. Die **Mühldorf'sche Stiftung** ist dadurch gegenstandslos geworden, weil sie der Ingenieur-Akademie entzogen und das Capital einer anderen Stiftung zugewandt wurde.

[1]) Die Teuffenbach'schen Lehrgegenstände waren: Die Christenlehre, die Sittenlehre, Rechtschreiben, Ziffernrechnung, die französische Sprache, Geschichte und Geographie, die demonstrative Rechenkunst, Messkunst der Flächen und Höhen und Körpermessung, Mechanik, Optik, Geometral- und Perspectiv-Zeichnen, die Statik, Hydrostatik und Hydraulik, die bürgerliche und Kriegsbaukunst, die allgemeine Lager- und Feld-Verschanzung, Taktik, die Zergliederung des Festungsbaues, dann des Angriffes und der Vertheidigung der Plätze.

[2]) Das Bild nach der Natur gezeichnet, zeigt uns bereits die renovirte Kirche mit dem neuen Thurmhelm. Der schlanke Aufbau der Thurmspitze im Jesuitenstyl gehört zu einem der reizendsten seiner Art. Das Kupferblechdach ist theilweise vergoldet. Die vorwaltende, sogenannte »Schneckenformation« ist durchwegs tonangebend und gibt der Bauart den eigentlichen Charakter. Der alte Bau der Kirche schliesst ober dem Frontispic der Schneckenverzierung genau ab, und über demselben baut sich der neue Thurm aus dem Jahre 1772 auf. Die Kirche, mit der Front gegen die Mariahilferstrasse, gewährt uns auch einen Einblick in die Stiftsgasse und lässt uns die Hauptfront der Savoy'schen Ritterakademie erblicken.

Nach gut absolvirtem Curse sollte jeder Zögling als wirklicher Officier bei dem Ingenieurs-Corps oder vom k. k. Hofkriegsrath bei den Regimentern angestellt werden. Der Lehrcurs dauerte 6 bis 8 Jahre und der Unterricht war in 5 Classen eingetheilt und für jede einzelne Classe waren besondere Lehrgegenstände bestimmt [1]).

Als Bedingung zur Aufnahme galt vor Allem ein fähiger Kopf, gesunde Körperconstitution und ein Alter von mindestens 9 und später 11 Jahren. Ueber dieses Normalalter sollte kein Zögling aufgenommen werden. Die Uniform war ursprünglich im Hause ein tuchener Rock und Beinkleid von hechtgrauer Farbe und ausser dem Hause ein weisser Waffenrock mit rothem Aufschlag und Kragen und weissen Knöpfen; sie trugen Officiers-Degen ohne Portépée, als Kopfbedeckung Officiersmütze und en parade den Infanterie-Czako. Das Recht, sich um ein Stipendium zu bewerben, sollte sowohl Adeligen als Nichtadeligen zustehen. Ausser der festgesetzen Anzahl von Stipendisten, gab es auch Externe, die gegen die Bezahlung von jährlich 220 Gulden in der Anstalt Aufnahme fanden, mit dem Bemerken, dass diejenigen Externen, welche sich durch gute Sitten und Fleiss auszeichnen, bei Bewerbung um Stipendien ganz besondere Berücksichtigung erfahren würden.

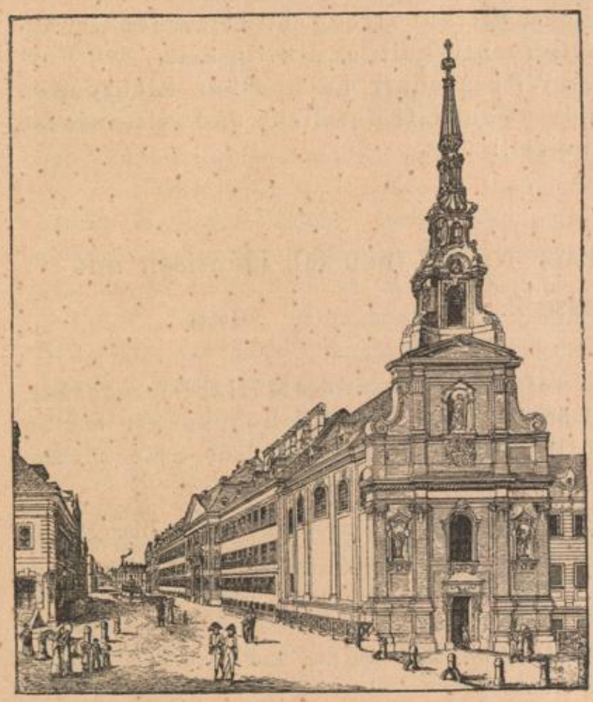


Fig. 119. Die Stifts-Kirche.

Sollte aber die Anstalt wahrhaft prosperiren, so kam es jetzt hauptsächlich darauf an, dass ein tüchtiger Leiter an die Spitze trete, eine junge energische Persönlichkeit, die fest entschlossen wäre, mit dem Aufgebote aller physischen und geistigen Kräfte und dem Nimbus, der ihr, vermöge ihrer Stellung zukömmt, den gehörigen Nachdruck zu geben, um die Grundsätze einer wahren und echten Erziehung zur vollen Geltung bringen zu können.

Die Wahl fiel auf **Carl Grafen Pellegrini**, Generalfeldmarschall der Armee, ein hellsehender Kopf, gewandt und praktisch, voll guten Willens und Energie, der allen Anforderungen, die man an einen solchen Leiter zu stellen berechtigt wäre, entsprach. Er trat die Stelle unter dem Titel eines „**Ober-Directors**“ an.

Nach seinem Tode blieb dieser Posten einige Zeit lang unbesetzt, dann aber war die Leitung den Händen des **Erzherzog Johann** anvertraut, der als Bruder des Kaisers und

[1]) In der ersten Classe bei den jüngsten Zöglingen (von 9 Jahren) waren folgende Lehrgegenstände zugewiesen: Lesen, Schreiben, deutsche Sprachlehre, Rechtschreiben, böhmische Sprache, Freihandzeichnen, biblische Geschichte, Erdbeschreibung und Religion. In der zweiten Classe: Gemeine Rechenkunst und Algebra, einfache Geometrie, Aufnahmen auf dem Felde, Handzeichnen, deutsche, französische, böhmische Sprache, Schönschreiben und christliche Lehre. In der dritten Classe: Fortsetzung der Geometrie, sphärische Trigonometrie, Situationszeichnen, Unterricht im deutschen Styl. In der vierten Classe: Mechanik, Hydraulik, Experimentalphysik und Philosophie, allgemeine Weltgeschichte und Erdbeschreibung, Grundsätze der Taktik und Artillerie, Militär- und Civilbaukunst. In der fünften Classe endlich befanden sich die Zöglinge unter dem Namen: **Genie-Corps-Cadeten**, welche bereits aus der Kriegscassa eine monatliche Löhnung bezogen, sie erhielten den Unterricht über die Befestigungs-, Nivellir- und Mineurkünste und dem Festungsbau, dann über alle jene Gegenstände, die den Dienst eines Ingenieurs besonders angehen.

General-Genie-Director sich besonders für diesen Posten eignete. Die Local-Direction des Hauses wurde von einem General oder höheren Stabsofficier besorgt. Ausserdem gab es noch 3 Akademie-Inspectoren, 12 Classen-Inspectoren und mehrere Lehrer, Professoren und Exerciermeister. Da nach dem ausdrücklichen Wunsche des Kaisers Franz I. nur die tüchtigsten Kräfte als Lehrer wirken sollten, so wurde für dieselben am 1. October 1797 eine eigene Concurs-Prüfung veranstaltet, wo aus den vielen Bewerbern die besten Kräfte als Lehrer ausgewählt wurden, u. zw. 15 Professoren, 1 Fechtmeister, 1 Tanzmeister und 1 Bereiter.

Seitdem sind nun 107 Jahre verflossen und es hat sich die bescheidene **„Ingenieurschule"**, die heute den stolzen Titel einer „kais. und königl. Technischen Militär-Akademie" führt, als ein trefflich organisirtes Institut bewährt, als eine militärische Erziehungs- und Bildungs-Anstalt ersten Ranges, die auf streng militärischen Grundsätzen fussend, auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit, den Forderungen der Zeit, dem Fortschritte der Wissenschaft nach allen Richtungen Rechnung trägt und so als eine wohlthuende, wahrhaft nützliche und zeitgmässese Schöpfung sich erwies und noch immer erweist!!!

Das Elsinger-Haus zum goldenen Ritter Nr. 57 (neu 60) identisch mit Zollergasse 2.

Dieses Haus ist wohl eines der ältesten Kaufmannshäuser der Mariahilferstrasse, da schon im vorigen Jahrhundert, und zwar im Jahre 1767 ein Kaufmannsgeschäft hier an derselben Ecke, wie heute, zwischen der Mariahilferstrasse und der Zollergasse (frühere Rittergasse) sich befand.[1])

Das Kaufmannsgeschäft, sowie das Haus, waren nach dem Namen der **Rittergasse** beide zum **„Goldenen Ritter"** beschildet und das Geschäft zählte zu einem der ältesten im ganzen Bezirke, da dessen Ursprung noch in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Es war ein unansehnlicher Kaufmannsladen, später ein Specereigeschäft, bis zuletzt die alte Wiener **Patricier-Familie Elsinger** dasselbe im Jahre 1831 an sich brachte und nach und nach zu einem „Modewaaren-Geschäft" ersten Ranges erhob.

Anfänglich war es nur klein und unbedeutend, wie es eben den geringen Bedürfnissen der Wiener und den damals bescheidenen Vorstadtverhältnissen entsprach. Die Modewaarengeschäfte lagen überhaupt bei uns bis in die Mitte dieses Jahrhunderts noch sehr im Argen, und es verlohnt sich der Mühe, den Entwicklungsgang dieser Geschäftsbranche etwas näher ins Auge zu fassen.

---

[1]) Das Jahr, in welchem das Haus erbaut wurde, ist wohl nicht erweislich, weil die Grundbücher sehr mangelhaft geführt wurden und man überhaupt die Erbauung eines Hauses in denselben nicht anzuführen pflegte; doch steht fest, dass ein gewisser Johann Seeder, kaiserlicher **„Grundbuchhändler"** (heute Grundbuchführer genannt), den ganzen Grundcomplex im Jahre 1710 zur Erbauung eines Hauses an sich kaufte, und dass sodann der Aufbau in der Zeit zwischen 1710 und 1718 stattgefunden haben musste, denn, als Johann Seeder starb und die Realität an seine Gattin Maria Seeder vererbte, erschien dieser Grundbesitz zum erstenmale im Jahre 1718 nicht mehr als »Baugrund« verzeichnet, sondern bereits als »Wohnhaus«.

Die Modewaarengeschäfte der Wiener bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts

waren sehr bescheiden und unansehnlich, sie konnten mit dem Auslande nicht concurriren, auch der Zwischenhandel und die fremdländischen Waaren, namentlich die „Pariser Erzeugnisse", drückten noch empfindlich auf ihren Erwerb.

Auch die Nebenbranchen, welche ebenfalls Waaren für die Mode erzeugten, waren für die Modewaarenhändler schädigend; namentlich jene Fabrikanten, welche Aufputzartikel (Zugehör für Kleider) erzeugten, wie z. B. Seidenzeug- und Sammtspitzen, Börtel etc.

Das Publicum wurde nämlich dadurch verleitet, schon für den Aufputz der Kleider grössere, fast unerschwingliche Auslagen zu machen, wodurch es sich dann beim Einkaufe der Kleiderstoffe selbst, umsomehr Abbruch that und somit grössere Geldausgaben scheute.

Besonders aber die „Band-Fabrikanten" hatten einen bedeutenden Vorsprung vor den Modewaarenhändlern, und waren ihre gefährlichsten Rivalen.

Die vielen Bandfabriken, welche kürzlich unter Kaiser Josef I. am Schottenfelde sich etablirten und die nun ihre Waare in Masse den Händlern zuführten, sowie auch die neuen Modetrachten der Wienerinnen lieferten eine überreiche Absatzquelle für die Bandfabrikation. Alles wurde mit Bändern geziert!

Man trug z. B. schwere handbreite Seidenbänder als Gürtel um den Leib, liess die Bänder in langen Schleifen herabwallen, garnirte die Hüte, Schuhe, Stockschirme „Ridikule" (grosse Handbeutel) mit Bändern, und verwendete breite kostspielige „Seidenmaschen" als Kleiderputz an Schultern, Aermeln und am Busenbesatz (Brustschleifen).

Natürlich blühte dabei die Bandfabrikation immer reicher auf, und die Wiener Bänder-Erzeuger waren fast durchwegs wohlhabende, gut situirte Hausherren am Grund („Brillantengrund"), wenngleich sie sich nur ganz bescheidentlich „Bandmacher" nannten. Sie waren damals, wie fast alle alten Wiener, bescheiden, selbstgenügsam und einfach, und doch dabei wohlhabend glücklich und zufrieden! Doch auch für sie schlug alsbald die verhängnissvolle Stunde, neue Rivalen für die Modewaarenhändler traten jetzt auf, die Bänder mussten der neuen Mode weichen, denn jede Mode trägt ja den Todeskeim in sich! Sie wurden durch den „Feder-" und „Blumenschmuck" verdrängt, wie z. B. heute der moderne Bänderaufputz durch die noch modernere Posamenterie und Perlstickerei der heutigen Perl- und Kunststicker.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts beschränken sich die Modewaarenhändler fast ausschliesslich nur auf den Verkauf von „Kleiderstoffen", ihr grösster Luxus, den sie sich erlaubten, waren nebstbei die sogenannten „Wiener Wolltüchl" und „Seidentüchl", die sehr beliebt waren.

Von fertigen Kleidern, ganzen Anzügen oder „Costumen" liessen sie sich wohl noch Nichts träumen, denn die Confectionsgeschäfte und Confectionäre sind eine Erfindung neuesten Datums; und selbst bei dem Verkauf von Kleiderstoffen stiessen sie auf mancherlei Widerwärtigkeiten und Nergeleien. Kaum hatten sie z. B. sich mit kostbaren Stoffgattungen reich assortirt, so kamen dieselben wieder rasch aus der Mode, ja es traf sich, dass gewisse Stoffe, die noch in den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren in Verwendung standen, später vollständig ausser Curs kamen, so dass unsere heutige Generation sie nicht mehr kennt, ja nicht einmal mehr ihren Namen weiss, wie z. B. den „Ranefaß", eine Art groben Zwilchstoffes, der heute, trotz seiner Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit gar nicht mehr erzeugt wird, oder den „Taffent" und „Atlas".

Der „Taffent" war eine Art glatter einförmiger Seidenstoff, von minderer Qualität, aber von grösserer Steifheit, der nicht so weich und zart sich anfühlen liess, wie z. B. der heute modern gewordene „*Satin merveilleux*" oder „Moiré".

Aber nicht blos einzelne Stoffgattungen, sondern auch ganze Erwerbszweige gingen im Laufe der Zeiten verloren, wie z. B. die armen Kleinkrämer, die auf der Strasse Bänder, Zwirn, Nadeln und Hafteln feilboten und in einem bescheidenen Tragkorbe ihre Waare hausiren führten. Die alten Wiener werden sich gewiss noch recht lebhaft ihrer erinnern, man nannte sie auf gut Wienerisch „Bandlkramer"; oder die mit Leinwand hausirenden „Slovaken", die in den Häusern ausriefen „Kupte Leiwed", sie bestanden in Wien noch Alle in den Vierziger-Jahren, bis auch sie die Wogen der Märzbewegung von der Bildfläche des Lebens für immer hinwegschwemmte!

Bis in die Mitte der Vierziger-Jahre waren die Modewaarengeschäfte der inneren Stadt die einzigen tonangebenden, während die Vorstädte und namentlich die Mariahilferstrasse in dieser Beziehung so gut wie Nichts aufzuweisen vermochte. Selbst das sogenannte „Platzel" und die „Neustiftgasse" waren an Grösse und Bedeutung den Modewaarengeschäften der Mariahilferstrasse weitaus überlegen.

Die Festungsmauern der inneren Stadt bildeten noch eine unübersteigliche Kluft zwischen Stadt und Vorstadt, und das leidige Vorurtheil, dass Alles in der Stadt viel besser und viel nobler und eleganter sei, war nicht mehr auszurotten!

Doch wie hat sich dies Alles seit Kurzem so gründlich verändert! Die grossen Modegeschäfte Wiens befinden sich heute nicht mehr auf den Boulevards der inneren Stadt, ihre Waarenhäuser sind nicht mehr im Centrum der Metropole concentrirt, heute befinden sie sich in den Vorstädten ausgebreitet, und die Mariahilferstrasse ist der Hauptstapelplatz jener grossen Firmen und ihrer grossen Waarenhäuser! Ueberhaupt hat diese Strasse seit Kurzem in dieser Beziehung Nichts ihresgleichen in der ganzen Monarchie aufzuweisen!

Und einer der Pionniere dieses Geschäftsaufschwunges ist das seit 1831 von dem alten Wiener Patriciergeschlecht der „Elsinger" gegründete und von dieser Familie noch immer betriebene, „Zum goldenen Ritter" beschildete Modewaaren- und Confectionsgeschäft, gewiss eines der grossartigsten und hervorragendsten Etablissements der Residenz, ja der Monarchie!!

Durch den schwungvollen Betrieb des Modegeschäftes und durch seinen feinen Geschmack erfreut sich das Haus in neuerer Zeit einer immer mehr zunehmenden Beliebtheit und eines immer rascheren Aufschwunges.

Seit dem Jahre 1860 hat das Haus bereits in fünftausend Orten der Monarchie und des Auslandes seine Kunden, und alljährlich zweimal warten dieselben mit gespannter Neugierde auf das Erscheinen des „illustrirten Kataloges", der die neuesten Moden der Firma in Wort und Bild mit Zeichnungen von wahrhaft künstlerischer Vollendung zur Darstellung bringt.

Der ausländische Geschäftsverkehr hat sich hauptsächlich nach dem Orient, Egypten, Italien, Schweiz und Deutschland ausgedehnt!

Eine interessante Abbildung dieses Geschäftshauses aus der Mitte unseres Jahrhunderts schliesse ich hier meinen Lesern ***sub Figur 120*** bei.[1])

[1]) Das Bild, nach der Natur gezeichnet, zeigt uns das Haus mit der Hauptfront gegen die Mariahilferstrasse und einen Theil in der Zollergasse. Der Bau stammt noch aus dem vorigen Jahrhundert, wie dies die schmalen Stiegenaufgänge, rückwärts im Hofe, die Gesims- und Fensterverzierungen, sowie die halbkreisrunden Fenster, gleichfalls im Hofe unverkennbar beweisen. Auch die lange Hausfront von 24 Fenstern (wovon 17 auf die Zollergasse und 7 auf die Mariahilferstrasse entfallen), bekunden den alterthümlichen Bau. Das Hausthor, welches wir noch im Bilde sehen, wurde in neuerer Zeit in ein elegantes Gewölbportal umgestaltet. Rechts im Bilde sehen wir das Haus Nr. 58 des Fleischhauers Michael Heim, der ehemals hier seinen Fleischladen hatte. Ferner sei noch bemerkt, dass sich

Bei dieser Gelegenheit sei auch der Umstand aufgeklärt, warum die **Rittergasse** später in den Namen „Zollergasse“ umgetauft wurde. Bei Regulirung der Strassen bemühten sich nämlich die Stadtväter, auch die Strassennamen zu reguliren. Ihr Augenmerk war hauptsächlich darauf gerichtet, jene inhaltsleeren nichtssagenden Strassenbenennungen durch sinnreiche bedeutungsvollere Namen zu ersetzen. Die Renovirung der **Zoller'sche Hauptschule** z. B. am

Figur 120. Das Elsingerhaus.

Neubau Nr. 216 gab ihnen den gewünschten Anlass, sich der Verdienste des edlen Gründers dieser Bildungsanstalt, nämlich des **Michael Zoller** zu erinnern, der dieses Haus am 21. November 1745

---

das Elsinger'sche Haus seit seinem Aufbaue in seiner äusseren Gestalt von der Mariahilferseite in Nichts veränderte, auch scheinen selbst die Stuccatur- und Gesimsverzierungen, die hohen Säulen zwischen den Fenstern der beiden Stockwerke noch aus der Zeit des Aufbaues, aus dem vorigen Jahrhundert, zu stammen. Sie tragen die Patina der Josefinischen Tünche an sich. Aus dem Grundbuche geht hervor, dass seit dem Jahre 1767 die Hauseigenthümer zugleich Handelsleute und im Besitze des Kaufmannsgewölbes waren. Der erste, der seit 1767 an der Gewähr erscheint, war Franz Dellmore; ihm folgte 1774 Georg und Josefa Dellmore; 1779 Josefa Melchorin und Paul Dellmore; 1783 Elisabeth Melchorin und Paul Dellmorre; 1795 der Kaufmann Josef Ferruri; 1814 Paul Dellmore; 1816 Rosalia Dellmore; 1817 Alois Stremayer (recte Strohmayer); 1835 Alois Franz Strohmayer; und seit 1841 die Familie Elsinger, und zwar bis zum Jahre 1885 Matthäus Elsinger und dessen Gattin Therese, und dann seit 1885 Matthäus Elsinger und dessen vier Söhne Franz, Eduard, Johann und Friedrich, sowie eine bereits verheiratete Tochter Agnes.

erkaufte, und ein Capital von 41.600 Gulden zu dem Zweck widmete, um eine auf öffentliche Wohlthätigkeit begründete Lehranstalt ins Leben zu rufen, in der Alle in St. Ulrich (Oberngut) wohnhaften Kinder Unterricht erhalten sollten.

Im Jahre 1746 wurde die Schule bereits eröffnet und der Unterricht von tüchtigen Lehrern auf Grund eines zweckmässigen Lehrplanes ertheilt. Die Anstalt erwarb sich bedeutenden Ruf, so dass Maria Theresia im Jahre 1777 dieselbe erweiterte und zu einer Hauptschule erhob. Sie war die erste und älteste Schule am Neubau, und ihr Renommée währte bis in die neueste Zeit, und noch heute leben viele ältere Wiener, die ihre Bildung aus dieser Schule sich holten und ihrer pietätvoll gedenken. Noch im Jahre 1833 wurde eine grossartige Schulbibliothek angelegt, die mehr als 10.000 Bände enthielt.[1])

Das Harhamer'sche Haus Nr. 275 (neu 84) mit dem Gabesam'schen Kaffeehaus.

Es ist dies jenes Haus, in welchem durch nahezu ein halbes Jahrhundert das Café Gabesam (heute Planer) sich befand, und noch heute so traulich, so anheimelnd dasteht, wie vor fünfzig Jahren.

Es ist allen Wienern wohlbekannt, denn Josef Gabesam war der gemüthlichste und populärste Kaffeesieder der ganzen Stadt, und sein Andenken wird im Volke fortleben! Schon seine behäbige Gestalt, seine Physiognomie war das Prototyp eines gemüthlichen Urwieners. Um die dicken Lippen schwebte immer ein behäbiges Lächeln, und die Aeuglein zwinkerten so freundlich uns zu, als ob sie schon im Vorhinein für alle unsere Wünsche und Bitten Gewährung verheissen wollten!!

Seine Sprache war zwar nichts weniger als beredt, auch merkte man ihm keine sonderliche Schulbildung an. Aber er wusste mit wenigen Worten so klar und überzeugend zu sprechen, dass ihn Jedermann verstand, ja, was noch mehr ist, dass ihm Jedermann auch glaubte und vertraute.

Er widersprach Niemanden und liess Jedem seine Meinung und fühlte sich durchaus nicht berufen, als Sittenprediger die Menschen bessern und bekehren zu wollen, daher lebte er auch mit Allen in Frieden.

Er war ein guter Staatsbürger, ein Wiener von altem Schrott und Korn; und seine Devise (die heute immer seltener zu werden droht) lautete: „Leben und leben lassen", auch fehlte es ihm nicht an Mutterwitz; und wenn er just gut aufgelegt und unter guten Bekannten war, liess er nicht selten sein Licht leuchten, und seine schlagenden Witze und beissende Bemerkung gaben alsdann immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung.

So kam es, dass noch heute eine Menge „Gabesam-Anekdoten" in Wien cursiren, von denen einige mitgetheilt zu werden verdienen. So z. B. meinte einst ein Kaffeehausgast: „Der Herr N. N. werde sich noch durch sein leichtsinniges Schuldenmachen zu Grunde richten."

[1]) Michael Zoller war ein Tiroler, im Jahre 1665 in Bozen geboren. Sein Bruder Franz, ein reicher Tuchhändler, liess ihn nach Wien kommen. Als im Jahre 1732 dieser Bruder starb, fiel die Tuchhandlung und das ganze bedeutende Vermögen ihm zu, so auch dessen Haus in den Tuchlauben. Durch rastlosen Fleiss gelang es ihm auch, das ererbte Vermögen noch um Vieles zu vermehren. Er wurde von Maria Theresia zum Commercienrath ernannt. Im Jahre 1745 von seiner Gemalin Theresia, geborenen Dangl, aufgemuntert, begann Zoller die Gründung einer Schule in der Neubaugasse Nr. 216, die im Laufe der Zeiten einen grossen Ruf erlangte. Sie war die erste und älteste Hauptschule dieser Vorstadt. Michael Zoller starb am 3. Mai 1756, 61 Jahre alt, und unzählige Thränen der Armen fielen auf seine Gruft, denen er Vater, Freund und Wohlthäter war. Die Zollergasse ehrt noch in ihrem Namen das Andenken an diesen edlen Menschenfreund.

„A na" — erwiderte Gabesam — **durch's Schuldenmachen hat sich noch keiner zu Grund g'richt, aber durch's Schuldenzahlen.**"

Ein Gast sagte eines Tages zu Gabesam im Kaffeehaus: „Sie, rufen's mir den Fiaker, er muss mich schnell in Prater zum Lusthaus führen, was bekommt er?"

Gabesam lächelte und sagte: **„Fürs schnelle Fahren 24 Stunden Arrest."**

Ein Verwandter klagte einst, „er habe so viel Schulden, dass er gezwungen sei, entweder zu heiraten, oder sich zu erschiessen."

„Na so heirat' halt — sagte Gabesam — **erschießen kannst Dich dann immer, wenn Du willst."**

Ein Gast meinte: „Dem N. N. merke man es auf der Gasse nicht an, dass er ein Schauspieler sei."

Gabesam erwiderte: **„Dös is wahr, aber leider im Theater a nit."**

Zu einem sehr mageren Herrn sagte Gabesam: **„In Ihrer Haut möcht i nöt stecken."**

Als dieser beleidigt ihn zur Rede stellen wollte, entschuldigte sich Gabesam ganz gemüthlich: **„Na ja, weil die Haut mir zu eng wär'!"**

Einmal wurde er in den Siebenziger Jahren in später Nachtstunde am Heimwege von einem Strolch angefallen, der ihm zurief: „Die Börse oder das Leben."

Gabesam erwiderte furchtlos: **„Das Leben könnerns schon haben, aber die Börse kann i Ihner nicht geben, denn die Börse is am Schottenring."**

Das Kaffeehaus bestand schon zu Beginn dieses Jahrhunderts unter dem Namen **„Schleiferisches Kaffeehaus"**. Später wurde es Eigenthum der Frau Barbara Gabesam, einer Tante des letzteren.

Josef Gabesam war in den Dreissiger-Jahren Goldarbeiter, und nachdem er bei seinem Geschäfte ein artiges Sümmchen sich ersparte, kaufte er in der Sylvesternacht des Jahres 1836 seiner Tante das Kaffeehausgeschäft ab und führte es bis zu seinem im Juni 1883 erfolgten Tode fort. Im Laufe dieser siebenundvierzig Jahre erwarb sich Gabesam durch sein liebenswürdiges und bescheidenes Betragen zahlreiche Stammgäste, und das Kaffeehaus wurde der Vereinigungsort der erbgesessenen Bürger von Mariahilf und Neubau.

Schliesslich seien noch aus dem Leben Gabesam's zwei kleine Episoden erzählt. Eines Tages, die Zeit ist mir nicht mehr erinnerlich, stand Gabesam vor seinem Kaffeehause, als plötzlich, bei Gelegenheit einer Ausfahrt der Kaiserin Elisabeth nach Schönbrunn, die Pferde in der Mariahilferstrasse scheuten und durchgingen. Gabesam bemerkte dies rechtzeitig, sprang beherzt herbei, fiel den Pferden rasch in die Zügel und brachte sie so zum Stehen. Der Kaiser belohnte diese muthige That mit einem kostbaren Ring, den Gabesam bis zu seinem Lebensende als theures Andenken treu bewahrte.

Ein anderes Mal fand sich eine lustige Gesellschaft im Gabesam'schen Kaffeehaus zusammen. Man scherzte, lachte und liess dem tollsten Uebermuthe die vollen Zügel schiessen. Es schien, als wollte jeder Einzelne den anderen an ausgelassenen Einfällen übertreffen. Endlich machte Einer den tollen Antrag: „Die grosse kreisrunde Uhr, die sich in Mitte der Bogen-Wand zwischen dem ersten und zweiten Gast-Zimmer befand, (und die noch heute dieselbe Stelle einnimmt) heimlich herabzunehmen, um sie dann unter den anwesenden Gästen auszulosen und den Erlös gemeinschaftlich zu verzehren. Der Vorschlag wurde einstimmig mit Beifall angenommen, der Marqueur für den Scherz gewonnen und es gelang alsbald den originellen Lotterieunternehmern, während Gabesam seinem Berufe oblag und geschäftig hin- und herging, die Uhr unbemerkt in Besitz zu bekommen. Die improvisirten Lose fanden reissenden Absatz, und Gabesam selbst musste, ob wohl, ob übel

mehrere derselben nehmen. Rasch waren alle Lose vergriffen und man schritt sogleich zur Ziehung und Publicirung des Resultates.

Aber nicht wenig erstaunte Gabesam, als er unter schallendem Gelächter der Anwesenden sah, dass die Uhr sein Eigenthum und er selbst der glückliche Gewinner sei! Jetzt erscholl aus allen Kehlen ein dröhnendes nimmerendenwollendes Lebehochrufen auf den gemüthlichen Gabesam!! Man gratulirte und beglückwünschte ihn, hob ihn endlich in der Begeisterung hoch empor, und trug ihn auf den Schultern durch alle Kaffeehausräume, unter beständigem Johlen, Lärmen und Vivatrufen!!

So endete denn der tolle Scherz zur Freude und Zufriedenheit Aller, denn Alle erreichten ja ihr gewünschtes Ziel; die Gäste, weil sie ihren Schwank glücklich durchsetzten, und Gabesam, weil er eigentlich bei der ganzen Sache nichts verlor, vielmehr den gesammten Losgewinn einheimste; denn es floss jetzt ein Meer von Thee und Punsch, Liqueuren und feinen Schnäpsen durch die Kehlen, und man zechte und poculirte ununterbrochen bis zur frühen Morgenstunde!!

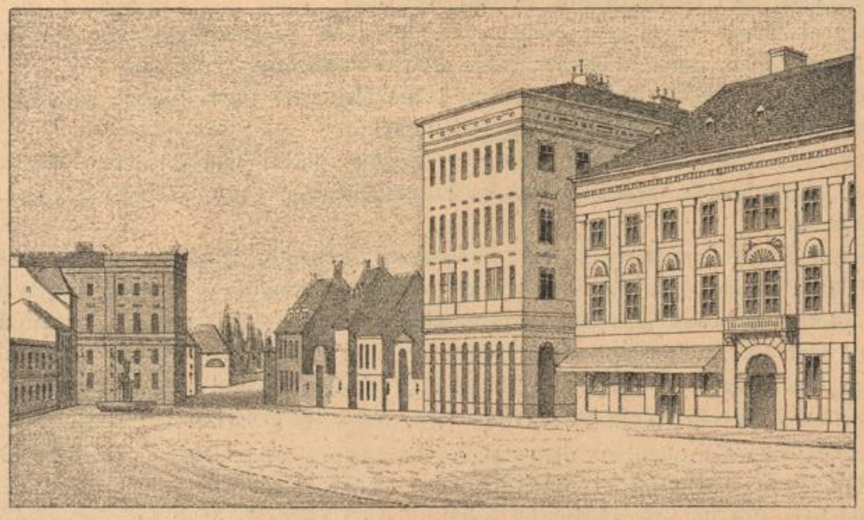


Fig. 121. Das Harhamer'sche Haus Nr. 84 mit dem Gabesam'schen Kaffeehause.

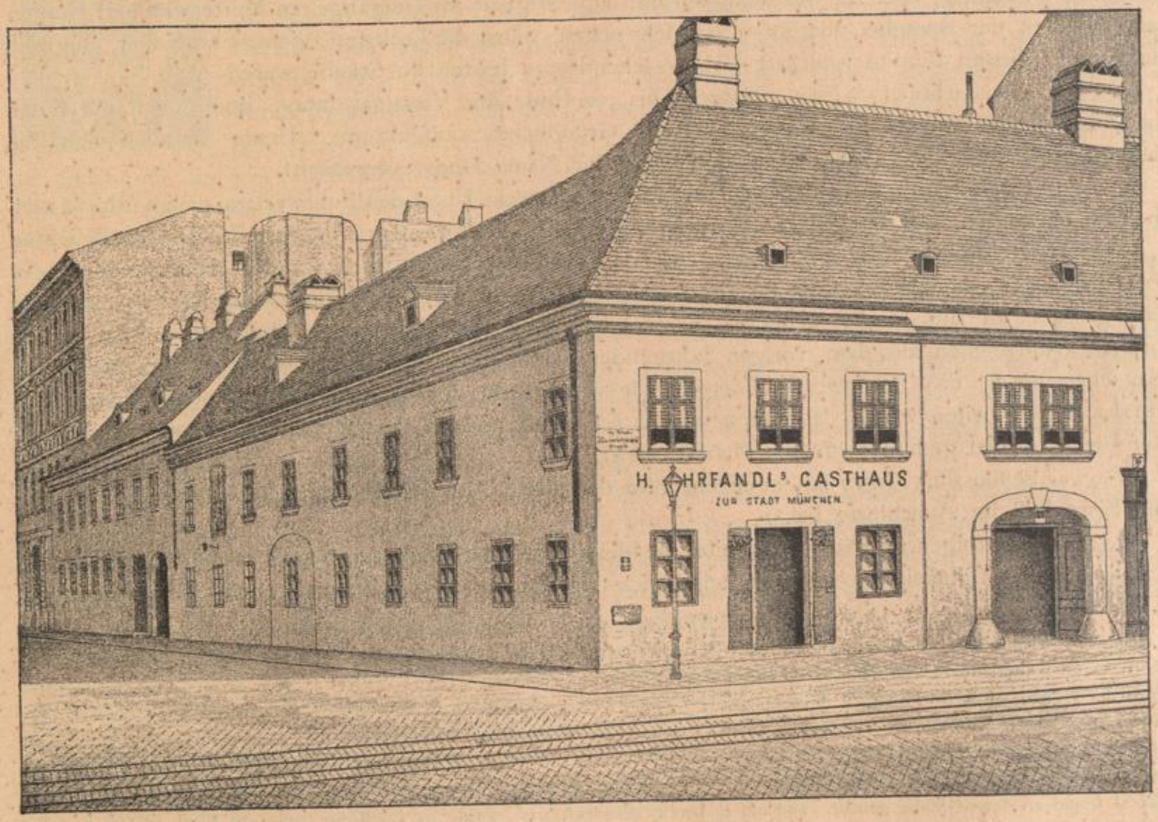
Ein Bild ***sub Figur 121*** zeigt uns das Haus aus der Zeit der Vierziger-Jahre.[1])

[1]) Eine Bleistiftszeichnung von Emil Hütter aus dem Jahre 1845 zeigt uns rechts im Bilde das in Rede stehende Kaffeehaus. Seit seinem letzten Umbau (1811), hat sich das Gebäude in nichts geändert, dagegen haben die übrigen Häuser in dieser Gegend seit den letzten 3 Decennien grosse Veränderungen erfahren. So z. B. ist das alte einstöckige Eckhaus mit dem grossen in die Andreasgasse hineinreichenden, alterthümlichen Erker verschwunden und an dessen Stelle steht heute das dreistöckige, im Jahre 1844 erbaute imposante Haus des Mathias Salzer, wie wir es gegenwärtig hier im Bilde sehen. Diesem reiht sich in der Richtung gegen die Mariahilferlinie ein kleines Häuschen Nr. 86 an, das noch heute besteht, es ist Eigenthum des kaiserlichen Hofärars und dient mit seinen vielen Wagenremisen als Filiale der Hofstallungen — zur Aufbewahrung der k. k. Hofequipagen. Eine hohe Gartenmauer mit einem gleichfalls erhöhten Einfahrtsthore bildet die Front gegen die Mariahilferstrasse. Diesem zunächst sehen wir das alte Einkehrwirthshaus „**zum goldenen Pfau**“, an dessen Stelle heute die beiden im Jahre 1870 erbauten Hartl'schen Häuser (88) sich befinden.

Noch viele andere Veränderungen auf diesem Strassentheile wären zu verzeichnen. So z. B. steht das elegante Hôtel Kummer heute an Stelle des ehemaligen Hôtel Krenn, das alte »Lidelhaus« und der »blaue Bock« sind längst verschwunden, das alte Stuckhaus an der Ecke der Esterhazygasse musste einem prachtvollen Neubaue weichen, die Damböckgasse ist neu entstanden, und durch die fürstlich Esterhazy'schen Gärten führt jetzt ein neuer eleganter Strassenzug (die Amerlinggasse).

Das Ohrfandl-Haus, „zum Münchner-Bothen" Nr. 331 (neu 102) identisch mit Schottenfeldgasse 2.

Das Haus soll bereits in den ersten Regierungsjahren Maria Theresias zwischen 1742 und 1744 erbaut worden sein. Das breite Einfahrtsthor, die hohe Dachung, so wie der bogenartig gewölbte Plafond der ebenerdigen Zimmer deuten unzweifelhaft auf einen uralten Bau. Das Hausschild: „zum Münchner-Bothen" hat es von den Münchner Briefboten, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts sich hier einzulogiren pflegten. Das Wirthshaus war, wie noch heute: „zur Stadt München" beschildet und bestand als „Einkehrwirthshaus" zum Hause gehörig, als sogenanntes radicirtes Gewerbe.



Figur 122. Das Ohrfandl-Haus Nr. 102.

Unter den vielen Fuhrwerken, welche hier mit ihren Wägen einzukehren pflegten, waren die beliebtesten und am häufigst gesehenen, die „Linien-Zeisselwägen". Sie hatten ihren Standplatz ausschliesslich vor den Linien Wiens und so auch vor der Mariahilferlinie. Ihr Eintritt in die Stadt war ihnen anstandshalber polizeilich untersagt, dennoch mussten ihre Eigenthümer verhältnismässig hohe Steuern zahlen, und jeder Wagen hatte seine eigene Wagennummer. Die alten Wiener werden sich gewiss der originellen, kleinen, einspännigen Wägelchen vor den Linien erinnern. Sie waren schmal, dünnleibig, ziemlich nieder, meist in hellen Farben angestrichen. Die Sitze und Sitzlehne bestanden aus einfachen zu beiden Seiten des Wagens angegurteten, ungepolsterten Holzbrettern. Dennoch verfügten sie über einen gewissen, wenn auch nur sehr bescheidenen Grad von Comfort; so war z. B. der Wagenboden mit Rohr eingeflochten,

ein breites Leinwanddach hielt die Sonnenhitze ab, und zwei Plachen, die zu beiden Seiten des Wagens herabgelassen werden konnten, schützten den Fahrgast vor Wetter und Regen.

Man fuhr allerdings etwas holprig, aber man fuhr ungenirt schnell, und was die Hauptsache war, sehr billig. Eine Fuhr z. B. nach Hütteldorf oder Penzing, oder am Sonntag, wenn es hochging, in die Brühl oder nach Klosterneuburg, wurde mit 20 kr. Wiener Währung bezahlt.

Aber so originell wie diese Wagen waren, eben so originell waren auch ihre Kutscher. Eine kühnaufgestülpte Kappe, die unvermeidlichen „Sechser" an den Schläfen, ein grosser Ulmerkopf mit Quasten, oder eine Cigarre im Munde, ein kühngeknüpftes Halstuch in schreienden Farben, ein kurzer, nicht immer sehr reinlicher Spenser, von zweifelhafter Farbe, bildeten den äusseren Menschen; aber an Schneidigkeit und Dreisstigkeit im Umgange, an Mutterwitz und Humor, an Kühnheit der Sprache, überboten sie nicht selten, selbst die kecksten Wiener Stadtfiaker, obgleich letztere in diesem Punkte wahrhaft Ueberraschendes zu leisten im Stande waren

Die Zeisselwägen existirten bis zu Ende der Vierziger Jahre, doch auch mit ihnen hat die Alles überfeinernde Cultur auf das Gründlichste aufgeräumt. Heute ist auch nicht die leiseste Spur mehr von ihnen übrig, und selbst ihr Name längst vergessen!

Doch kehren wir zu unserem Gegenstande zurück. Unter den Fuhrwerken, die im Ohrfandlhause einstellten, war auch ein regelmässiger Verkehr mit Nussdorf hergestellt. Die so beliebten „Nussdorferstellwägen" des Stellfuhrinhabers Johann Dirr hatten ihren Standort in der Schottenfeldergasse (damals Feldgaſſe genannt) an der Seitenfront des Hauses. Hier befand sich auch ein grosses an die Mauer gemaltes Frescobild, die Muttergottes darstellend. Es ist ein uraltes Wahrzeichen aus dem vorigen Jahrhundert, und, ihrer Sage nach, soll an dieser Mauer ein Kutscher durch das Scheuwerden der Pferde verunglückt und augenblicklich todtgeblieben sein. Im Laufe der Zeiten wurde das Frescobild schadhaft und an dessen Stelle befindet sich nun ein auf Blech in Oel gemaltes grosses Madonnenbild.[1])

Schliesslich lege ich noch ein Bild des alten Ohrfandlhauses ***sub Figur 122*** hier auf Seite 363 im Anschlusse bei.[2])

Nun folgen im nächsten Capitel die kleinen Nebenstrassen der Mariahilfervorstadt, die ich der besseren Uebersicht wegen, der Reihe nach und zwar in alphabetischer Ordnung, besprechen will.

---

[1]) In dem Buche: »Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich,« von Theodor Vanleker, (erschien in Wien 1859 bei Wilhelm Braumüller) wird auf Seite 112 erzählt, was es mit dem alten Steinbilde in der Feldgasse 2 für eine Bewandtniss habe, und welche Volkssage sich an dieses Wahrzeichen knüpfe. Die Stelle lautet wörtlich: »Nach 12 Uhr fuhr an dieser Stelle der Teufel vorbei, und die Tochter eines Kutschers wollte sich davon überzeugen. Als sie nun das Rasseln vernahm, öffnete sie das Fenster, und sah hinaus. Sie bekam aber einen solchen Schlag ins Gesicht, dass sie todt aus dem Fenster fiel und des Morgens sah man eine schwarze Hand auf ihrer Wange eingedrückt.« Das Fenster wurde nun vermauert und ein Marienbild al fresco an dessen Stelle gemalt, und als es bereits schadhaft war, wurde es durch ein neues auf Blech in Oel gemaltes Madonnenbild ersetzt. — Nicht unerwähnt darf gelassen werden, dass sich in neuerer Zeit in dem Wirthshauslocale ein Orchesterverein, unter dem Namen: »Haydn« gründete, der sich zur lobenswerthen Aufgabe machte, vornehmlich die Orchester-Compositionen unseres grössten Componisten, unseres Altmeisters »Haydn« zu executiren. Allwöchentlich ist hier eine Production und die Mitgliederzahl des Vereines ist bereits auf 40 gestiegen. Der Name des Vereines dürfte mit dem in der Nähe befindlichen Sterbehause dieses Tonmeisters in Verbindung zu bringen sein. Haydn starb nämlich am 31. Mai 1810 in seinem eigenen Hause in der kleinen Steingasse (heute Haydngasse), weshalb sein Standbild vor der Mariahilfer-Pfarrkirche aufgestellt wurde. Uebrigens ist der Haydnverein ein Amateur-Club, der sich aus den besseren Kreisen recrutirt.

[2]) Das Bild aus der Gegenwart, nach der Natur gezeichnet, zeigt uns das Ohrfandlhaus mit seiner Hauptfront von der Mariahilferstrasse aus, mit dem Einblick gegen die Schottenfeldergasse, wo sich rechts in der Mauer neben dem Einfahrtsthore jenes uralte »Wahrzeichen« (eine Madonna) befindet, von dem ich bereits ausführlich erzählte; auch die Lampe unter dem Bilde ist noch an derselben Stelle, wie vor hundert Jahren. — Das Haus gehörte einst einer Wiener Familie Fellner, später der Frau Maria Fellner, dann dem Kaffeesieder Schweiger, hierauf dem Anton Ohrfandl, und dessen Gattin Barbara, und gegenwärtig, nach dem Tode letzterer, dem Anton Ohrfandl und seinen drei Söhnen.